Leben
in der
Alten Welt.

Tagebuch
während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient

von
Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Leben in der Alten Welt.

Erster Theil.

Leben
in der
Alten Welt.

Tagebuch
während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir gleichgültig.

Frei nach Terenz.

Unser Ziel ist, eine Menschheit zu bilden, die alle Nationen in dem, was ihr Bestes ist, vereint.

L. Vulliemin.

An meine Leser.

Es ist eine eigenthümliche Sache mit der Führung eines Tagebuchs — — für sich selbst; ich begreife nicht, wie man es aushalten kann. Einstmals, in meiner frühesten Jugend, führte ich ein Tagebuch oder vielmehr eine Art von moralischem Contobuch, in welchem jeder Tag mit dem kurzen Zusatz „gut“ oder „schlecht“ oder „so so“ bezeichnet wurde. Am Schlusse des Jahres wurden die Tage zusammengerechnet. Als ich aber nach etlichen Jahren merkte, daß die Summe der „So so=Tage“ beständig die überwiegende blieb, wurde ich dieser Einrichtung überdrüßig und habe seitdem kein Tagebuch mehr — — für mich selbst geführt.

Wenn man übrigens glücklich genug ist, in seiner Häuslichkeit von lieben Geschwistern umgeben zu sein, so fühlt man nur selten das Bedürfniß, sich über

sein Leben schriftlich für sich selbst Rechenschaft zu geben. Des Herzens Achs und Ohs, Fragen der Gedanken, Ereignisse des Tags finden stets unmittelbare Theilnahme bei den lieben und nahen Umgebungen. Entfernt von ihnen schreibt man Briefe an sie und in diesen zugleich sein Tagebuch. So hielt auch ich es, und zwar zuletzt in meinen Briefen aus Amerika. Denn damals hatte ich noch Mutter und Schwester in meiner Heimat.

Aber eine Veränderung kam über diese; der Tod kam; meine Heimat wurde öde und ich war — einsam.

Ich empfand dies sehr, als ich einige Jahre später mich abermals auf einer längern Reise befand. Abermals wurden der Gefühle und Gedanken zu viele für mich und sehnten sich nach einem Erguß; aber — an wen sollte ich jetzt schreiben? — Ich fühlte tief die Wahrheit der Worte eines witzigen Franzosen: — „Ach wie entzückend ist die Einsamkeit! Aber man muß doch jemand haben, dem man sagen kann: — «Ach, wie entzückend ist die Einsamkeit!»"

Diesen jemand hatte ich früher gehabt; aber jetzt?! — — — Mein erster suchender Blick fiel — — auf leere Plätze; der zweite zeigte mir dich, meine L**!

Du bist mir oft — und schon lange — eine liebe,

aufmunternde Freundin auf meinen Wegen gewesen; du hast dadurch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf mein Leben geübt, daß du mir die Neigung einflößtest, zu schreiben, zu lehren und zu reisen, um noch mehr zu lernen; — warum sollte ich meine Eindrücke auf der Reise nicht dir mittheilen? — warum nicht ein Tagebuch für dich führen? — Es möchte dann werden, was es wollte: ein gedrucktes Buch, ein Tagebuch, eine Reisebeschreibung, ein Roman oder auch — gar nichts. In jedem Falle, das fühlte ich, würde es mir großes Vergnügen gewähren, dir die Eingebungen des Augenblicks mitzutheilen, dir die Blüten und Früchte meines Reiselebens zu spenden.

Dieser Gedanke gab meiner Reise ein neues Interesse, und du, meine L**, wurdest auf diese Weise meine Reisegefährtin, oft eine ermunternde, stärkende Freundin unterwegs, ohne daß du selbst davon wußtest; und das bist du nun beinahe vier Jahre hindurch gewesen.

Jetzt ist meine Reise bald beendigt und mein Tagebuch fertig. Ich übersende dir hier die ersten Theile desselben.

Es ist kein Roman, sondern eine treue Schilderung der Wirklichkeit — so wie ich dieselbe aufgefaßt habe. Ich kann nicht dafür, daß die Wirklichkeit zuweilen etwas romantisch ist.

Ich habe dir die heitern und trüben Eindrücke meiner Reise mitgetheilt, und dich mit den Personen, den Büchern, den Ereignissen bekannt gemacht, die Epoche in meinem innern Leben gemacht haben, indem ich nach dem suchte — was ich dich einlade, mit mir gemeinschaftlich zu suchen. Des Tages Lust habe ich öfter mit dir getheilt, als des Tages Last; und so oft ich schläfrig geworden bin oder es zu werden gefürchtet habe, habe ich dir „gute Nacht" gesagt.

Dreimal während meines Aufenthalts in Italien habe ich mit jungen Freundinnen romantische Episoden durchlebt, welche tief in deren Leben eingriffen. Von diesen werde ich dir mittheilen, was ich mittheilen kann, ohne die wirklichen Heldinnen und Helden zu verrathen. Ich werde mir deshalb die Freiheit nehmen, zu einem guten Theil Wahrheit ein kleines bischen Dichtung hinzuzufügen und aus zwei Romanen blos einen zu machen. Sie werden dadurch nichts Wesentliches verlieren, und du noch weniger.

Es ist eine lange Reise, zu der ich dich einlade, in mehr als einer Beziehung eine Pilgerreise, obgleich ihr Endziel mir selbst nur allmählich unterwegs klar wurde.

Ich werde dich an Orte, die schon oft besucht,

und zu Gegenständen, die schon oft beschrieben worden sind, führen; aber bei den oft beschriebenen werden wir uns nicht lange aufhalten, dafür jedoch desto länger verweilen bei dem Leben des Tags und der Jetztzeit in seinen verschiedenen Gestalten, in seinem Verhältniß zur Vergangenheit und, vor allem, zu dem Reich der höhern Menschlichkeit, zu dem Reich Gottes — ein Paradiesesbild, das wir alle, heller oder dunkler, in der Tiefe unserer Seelen tragen.

Und solltest du, am Ende dieser langen Reise, dieses schöne gelobte Land ein wenig klarer aus dem Nebel der Zeit hervortreten sehen und dich bei deinem Ringen nach demselben ein wenig muthiger, ein wenig freudiger fühlen, dann, meine L**, wirst du diese Reise nicht zu lang finden, wirst du nicht bereuen, sie mit mir unternommen zu haben.

Diese Hoffnung kann ihren Grund in großen Ansprüchen zu haben scheinen; allein hätte ich diese nicht gehabt, so würde ich den Muth nicht besessen haben, diese Reise zu unternehmen, noch weniger jetzt dieses Buch herauszugeben.

Bei der Herausgabe habe ich das letztere in Kapitel eingetheilt, die ich „Stationen" genannt habe. Sie sind bestimmt, die Uebersicht des Inhalts zu erleichtern, und „Stationen" schien mir ein guter,

natürlicher Ausdruck, um gewisse Abschnitte unsers Reiselebens zu bezeichnen. Ich sage „unsers“, denn — — sind wir nicht alle Reisende durch das Leben?

Athen, im April 1860.

Frederike Bremer.

Erste Station.

Der erste Reisetag. Eintritt in die Schweiz. Ein Morgen in Bern. Ein Abend auf der Enghi. Was mir die Alpen und die Sonne sagten. Thun. Die Titanen in der Nähe. Bad in der Aare. Königin Bertha. Ankunft in Lausanne. Kalte Tage. Neue Bekanntschaften. Bild der Schweiz als Bundesstaat. Die Kapelle „des Terneaux". Die freie Kirche. Fragen und Betrachtungen, die mich in die Schweiz geführt haben. Adolf Vinet. Zeichnung Lausannes und seines Alltagslebens. „A la Montagne."

Es ist ein kleines Ländchen — mitten im Herzen von Europa gelegen; sein Umfang ist gering, und gering ist die Zahl seiner Bevölkerung im Verhältniß zu den mächtigen Staaten, die es umgeben: Frankreich, Deutschland, Italien; aber seine Berge sind die höchsten unter allen in Europa, und gewaltige Flüsse entspringen denselben. Seine Bevölkerung, ein Hirtenvolk, ist vorwärts geschritten im Kampfe für die höchsten Güter des Volks, für politische Freiheit und Gewissensfreiheit. Durch Berge und Thäler, durch Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache und des religiösen Bekenntnisses in mehrere Völkerfamilien und Staaten geschieden, ist dieses Volk von mehreren Stämmen doch eins in der Liebe zur

Freiheit und zu dem gemeinschaftlichen Vaterland — der kleinen Schweiz. Und über diese in Sitten, in Sprache, im Religionsbekenntniß getrennten Staaten herrscht mit einer zauberhaft verbindenden und vereinigenden Gewalt ein Wort, ein Name, allen gleich viel geltend — sie nennen sich Eidgenossen. Und wenn kämpfende Elemente sie vorübergehend auf einige Zeit trennen, so werden sie dadurch wieder zusammengeführt. Jeder „Sonderbund" wird durch diesen ewigen Bund zerstört.

Ich befand mich zum Anfang des Sommers 1856 in diesem kleinen Land. Wie vom Frühling träumend lag der schöne Eichenpark des Thiergartens an den Gewässern Stockholms, als ich letzteres am Schluß des Maimonats verließ. Ein graugrüner Schleier lag über der nordischen Erde. Zwei Tage später — in Deutschland — fand ich Sommer und Herbst zugleich; aber viel Regen und unendliche Eisenbahnen ermüdeten mich dermaßen, daß ich mich mehr als einmal fragen mußte: — „Bin ich nicht zu alt, um eine größere Reise zu unternehmen? — In einem gewissen Alter würde man doch am besten thun, ruhig in seiner Heimat zu bleiben!"

Am Ufer des Neckar sah ich den Ritter Bunsen wieder; das war für mich ein wahrer Sonnenstrahl. Ich hatte ihn vor einigen Jahren als preußischen Gesandten in London gesehen, niedergedrückt von den politischen Verwickelungen, welche eingetreten waren, und von dem blutigen großen Krieg, dem orientalischen, den er voraussah, und körperlich in einem Grade leidend, daß ich mit Unruhe dachte: — „Er lebt gewiß nicht lange mehr!" — In den Weinbergen bei Heidelberg fand ich ihn jetzt wieder, aber gesund, heiter, jugendlich, voll von Leben und Arbeitslust. Er schien mir zwanzig Jahre jünger geworden zu sein. Die diplomatische Laufbahn hatte er aufgegeben und sich mit voller Energie auf die wissenschaftliche Literatur geworfen, als Kämpfer für die Freiheit der Gedanken und der Gewissen in Kirche und

Staat. Er hatte große und wichtige Arbeiten begonnen. Möge ihm Zeit und Kraft bleiben, sie sämmtlich zu vollenden! — Alles bei ihm, sein Antlitz, seine Stimmung, seine Umgebung, ja sogar sein Arbeitszimmer hat einen und denselben Ausdruck, und dieser ist — Licht!

Ich reiste nach Basel, abermals bei Sturm und Regen. In Basel — der Rheinpforte aus Deutschland nach der Schweiz — glänzte die Sonne, und das freie fröhliche Volksleben brausete frisch über den gewaltigen Strom an den mondscheinhellen Abenden. Unter der kolossalen hölzernen Brücke floß der Strom klar und still dahin, die alte, düster blickende Stadt (sie sieht gewaltig gelehrt aus, gerade wie ein Professor auf seinem Katheder) in einem Halbkreise umschließend. Eine kleine Fähre verbindet ein Stück, oberhalb der Brücke, vom Strom getrieben, aber wie an einem magischen Faden geleitet, das eine Ufer mit dem andern, das Ufer mit der Professormiene und mit den seltsamen Häusern mit dem Ufer voller grüner Ränder und Bäume. Des Morgens ließ ich mich auf der kleinen Fähre über den Fluß hinüber- und herüberfahren, des Abends wanderte ich auf der breiten Brücke hin und her und lauschte dem frischen fröhlichen Volksgewimmel. Ich besah mir auch die Domkirche, und das war alles, was ich diesmal von Basel sehen und hören wollte. Ich wollte mit dem Herbst dahin zurückkehren. Jetzt beabsichtigte ich blos den Genfersee und Lausanne zu besuchen. Dort wollte ich mich ruhig niederlassen.

Ein Stück von Basel, auf dem Wege nach Bern, steht nahe an der Landstraße eine schöne Linde und an deren Fuß ein steinernes Denkmal. Das ist ein Erinnerungszeichen an die 1300 Schweizer (aus neun Cantonen), die in der Schlacht bei St.-Jakob gegen ein Heer von 30000 vereinigten Franzosen und Oesterreichern fochten und sämmtlich im Kampfe erlagen. Allein ihr tapferer Widerstand flößte dem Anführer des feindlichen Heeres, dem Dauphin von Frankreich, so viel Achtung ein, daß

er nicht weiter in das Land hinein vorzudringen wagte, sondern bald darauf bei Einsisheim Frieden mit diesem Volke schloß. Das dankbare Vaterland errichtete später seinen heldenmüthigen Söhnen ein Denkmal mit folgender Inschrift:

„Unsere Seelen Gott, unsere Leiber dem Feinde. Hier fielen am 20. Aug. 1444 unbesiegt, ermüdet vom siegreichen Kampf, 1300 Eidgenossen und Kameraden im Gefecht gegen das vereinigte Frankreich und Oesterreich."

Hochsinnige rührende Worte! Ich könnte den Menschen nicht lieben, der ohne Ehrfurcht ein Land betreten würde, dessen Steine so sprechen. Das Andenken der Tapfern wird hier noch jährlich durch Reden und Gesänge gefeiert.

Ich setzte meinen Weg nach Bern in einem Nebel fort, der es ganz gleich erscheinen ließ, ob man durch die Heiden Norddeutschlands oder durch die herrlichsten Alpengegenden reiste; man sah nichts außer einem dicken Nebel. So kam ich nach Bern. Was ich dort erlebte, ist gleich dem, was du soeben gelesen hast, erst später niedergeschrieben. Mein Tagebuch begann ich erst in Lausanne.

Bern, Juni.

— „Heute sieht man die Berge. Es ist hell!" — sagte der Aufwärter im Hotel zur Krone, als er mir meinen Morgenkaffee brachte. Ich beeilte mich, zu frühstücken und dann auszugehen. Es hatte die ganze Nacht geregnet und gestürmt, aber jetzt war es ja hell, und ich sollte die Berge sehen!

Ich stand auf der hohen Domkirchenterrasse und blickte in die Gegend hinaus. Ja, es war hell, unbeschreiblich hell und herrlich. Der Glanz des Himmels und der Erde schien sich verdoppelt zu haben. In der Tiefe, unter meinen Füßen, rauschte die reißende Aare durch die grünenden Gefilde, und dort, fern rings am Horizont, standen

glänzend in weißen Gewändern die Pyramiden des Alpenlandes: das Schreckhorn, das Doldenhorn, das Finsteraarhorn, der Mönch, Eiger, die Jungfrau mit ihrem Silberhorn, und wie sie alle heißen, diese uralten Titanen, die Wächter und Prachtgestalten des Schweizerlandes. Wie still waren sie jetzt, diese frühern Himmelsstürmer! Der Herr des Himmels hatte eine Hand voll Schnee über sie gestreut, und sie waren erstarrt. In Panzern und Helmen von ewigem Eis standen sie da, zufrieden damit, den Wiederschein seiner Sonne zurückzustrahlen. O, wie weiß, wie schön, wie erhaben glänzten sie nicht in dieser Sonne! Das Unwetter der Nacht hatte sich in kleinen einzelnen Wölkchen gesammelt, die wie dunkle Flecken an den Fuß der Berge schwammen und dort verschwanden, allmählich durch die Sonnenstrahlen aufgelöst und von den verborgenen Geistern des Gebirgs zu den Quellen im Schose desselben hinabgezogen.

Wie meine Augen diesen Anblick, wie meine Ohren diese Stimmen auffsogen, die aus ihnen zu mir sprachen:

— „Hege Vertrauen zur Sonne! Lasse den Muth nicht sinken! Ist nicht schon öfter über dein eigenes Leben ein nächtlicher Sturm dahingezogen, ist dir nicht schon öfter der Himmel dunkel erschienen und jede Aussicht auf die Welt verschlossen gewesen? — Und wurde dann nicht mit einem mal, wie mit einem Zauberschlag, das Unwetter zerstreut und alles hell? — Siehe die Wolkenflecken unterhalb des Gebirgs, wie sie schmelzen vor der Sonne, die sie auffsaugt, in blauen Aether oder in Quellen und Flüsse verwandelt und mittels derselben der Erde Fruchtbarkeit spendet. So versinken auch die menschlichen Leiden und Fehltritte — ach! die, welche das Leben so dunkel, das Herz so traurig machen — in die Tiefe, so zerschmelzen sie vor der Sonne von Gottes Güte. Hege Vertrauen zur Sonne! Singe, singe, o Herz, und preise ihre Macht wie die Höhen der Alpen und die Wolken und die grünende verjüngte Erde!

Fröhlich rauschte die Aare mit ihrem schäumenden Wasser, die Vögel sangen, die Akazienbäume dufteten und die Erde und die Alpen glänzten. O, dieser Morgen! Nur schwach vermag ich auszudrücken, was mich während desselben bewegte, was mir die Sonne und die Alpen sagten — —

Bei diesem zunehmenden Sonnenlicht wanderte ich noch eine Weile in Bern umher, suchte mir dessen Lage und Physiognomie klar zu machen, und schüttelte seinen Bären, die, wenn auch in Stein verwandelt, in lebensähnlichen Gestalten auf dem Markt und an den Brunnen paradiren und mir landsmannschaftlich ihre Tatzen hinstreckten, freundlich die Tatzen. Bern auf seiner felsigen Halbinsel, umbraust von der lebensvollen Aare, erinnerte mich lebhaft an den häßlichen, aber kraftvollen Rochester und die liebenswürdige Jane Eyre in dem reizenden Roman dieses Namens. So häßlich, aber malerisch und stattlich, ist Bern, so lebensvoll, jugendfrisch und eigenthümlich ist der Fluß, der sich um dessen Mauern schlängelt, bald einer spielenden Najade, bald einer mächtigen kräftigen Herrscherin gleichend. In welchem von beiden liegt die größere Anziehungskraft? — Sie gehören zusammen. Ohne die Aare ist Bern ein trockener finsterer Einsiedler, ohne Bern entbehrt die Aare ihre volle Bedeutung. Abends ging ich hinaus auf die Enghi.

Enghi, einer der schönsten Spaziergänge Berns, liegt etwa eine Viertelstunde weit vor der Stadt und dem Aarethor. Es ist eine von der Aare gebildete hohe Erdzunge, von deren großer, mit schönen Bäumen bepflanzter Promenade man eine womöglich noch herrlichere Aussicht nach den Alpen im Oberland, als von der Domkirchenterrasse in der Stadt hat. Man glaubt diesen Alpen hier näher zu sein und tiefer in ihren geheimnißvollen Naturtempel blicken zu können. Die Wolken hatten sich wieder auf ihren Zinnen gelagert, aber die untergehende Sonne bestrahlte sie mit wunderbar schönen Lichtern von

Purpur, Gold und hellem Rosenroth. Aus den geheimnißvollen Wolkenfalten schimmerten die Gipfel der Alpen bald heller, bald dunkler, bald höher, bald niedriger hervor, je nachdem die Wolkenvorhänge sich hoben oder senkten, oder die Sonnenstrahlen sich an ihnen brachen, wechselnde Bilder erzeugend. Es herrschte eine sanfte Bewegung in diesen Alpenregionen, von der unter den grünen Bäumen der Enghi, wo alles in tiefer Ruhe war, nicht das Mindeste zu bemerken war. In geringer Entfernung davon, auf der Terrasse, spielten Blaseinstrumente sanft schöne Melodien.

Eine tiefe Bewegung des Gemüths ergriff mich und ließ mich Thränen vergießen — aber nicht Thränen des Schmerzes — während in meiner Seele Ahnungen und Erscheinungen aufstiegen, die mir prophetisch zu sein schienen; denn sie kamen mir nicht im Wege der Reflexion. Sie kamen unmittelbar — ich weiß nicht, wie oder woher — wie Vorahnungen dessen, was kommen wird. Ich hatte bisher blos beabsichtigt, über Bern nach Lausanne zu reisen. Der Zweck meiner Reise bestand lediglich in einem einjährigen Aufenthalt und in ruhigen Studien an den Ufern des Genfersees. Aber in dieser Stunde erweiterte sich mein Horizont. Es war mir, als sähe ich einen Sonnenumlauf nach dem andern auf meinem Wege glänzen, auf einem Wege weit in die Ferne, und als schimmerten aus den Wolken die Zinnen uralter berühmter Städte, denen ich noch keine Namen zu geben wagte. Diese wunderbare Erscheinung verschwand mit dem Farbenspiel und mit den Tönen, welche sie hervorgelockt hatten. Aber was zurückgeblieben ist von diesem unvergeßlichen Morgen und Abend, was noch jetzt in meiner Seele steht, ist das Gefühl innerer ungeschwächter Kraft und Gesundheit, und die Ahnung von einer größern Aufgabe meiner Reise, als ich selbst bisher derselben gestellt habe.

Ich war wieder frei nach einigen dunkeln unruhigen Jahren, frei — nicht durch eigenmächtiges Gebaren,

sondern gelöst durch Gottes mächtige Hand. Ich hatte eine unbestimmte Zeit vor mir, mich in Freiheit und Frieden lange genährten Fragen und Forschungen zu widmen. Wohlan! Ich werde dafür leben, ich werde mich meiner halben Gedanken, des nur erst zur Hälfte für mich aufgegangenen Lichts zu bemächtigen suchen, ich werde sehen, ob sie mich zu etwas Ganzen führen können. Möge der Geist der Wahrheit, dem ich allein folgen will, mich leiten, wie und wohin er will!

So sagte ich mir und beruhigte meine aufgeregten Empfindungen durch ein Glas Vanilleneis (es war vortrefflich), das ich auf einer Steinmauer unter einem Baume sitzend verzehrte. Die Sonne ging unter, das phantastische Spiel der Wolken auf den Alpen erlosch, die Musik verstummte, die wenigen Lustwandelnden verließen die Terrasse paarweise oder in Gruppen; allein, aber glücklich, wandelte ich in der Dämmerung abends nach Bern zurück. „Einsam bin ich, nicht allein!“

Allein die Titanen des Oberlandes hatten allzu mächtig auf mich eingewirkt, als daß ich ihnen so ohne weiteres den Rücken hätte wenden können. Nein, ich mußte sie in größerer Nähe schauen, ich mußte ihre glänzenden Eispaläste sehen, das Rauschen ihrer Ströme hören. Nach einigen Stunden konnte ich in Thun und Interlaken, dem Herzen des Oberlandes, sein. Ich war schon früher einmal in Bern gewesen. Damals war ich noch jung, aber gefangen, ein Vogel in einem goldenen Käfig. Jetzt war ich alt, aber frei, und — — o göttliche Freiheit!

Ich reiste nach Thun. — Bist du in Thun gewesen, hast du den Thunersee und dessen Ufer gesehen? Wo nicht, so reise dahin, sobald es dir möglich sein wird; denn eine bezaubernd schönere Gegend im höhern Stil kann es auf dieser ganzen schönen Erde nicht geben. Und der Morgen, wie schön war auch der, als ich mit der jungen Junisonne aufstand und an den Ufern des spiegelhellen Sees hinwanderte, zunächst hinauf an die kleine

Kirche, die auf einem Hügel zur rechten der Stadt so reizend zwischen laubigen Bäumen und friedlichen Ruhestätten liegt. Jedes Grab war mit einem Blumenstrauch geschmückt — die meisten mit Rosensträuchen — und aus jedem Blumengebüsch stieg ein metallener Stab empor, dessen Spitze einen kleinen vergoldeten Stern trug. Diese Grabessterne glänzten wie Flammen in der aufgehenden Sonne. Der Thau lagerte in klaren Perlen auf den duftenden Rosen. Wie frisch, wie friedenvoll war alles!

Ich setzte meinen Weg längs des Sees fort, auf dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer. Mein Weg führte mich durch einen natürlichen Park. Der Erdboden stand in der höchsten Blüte, die Blumen standen entfaltet, die Stengel des Grases schwankten in der Morgenluft lustig hin und her. Es war ein großes Hochzeitfest. Ein schöner Schmetterling, aber erst der Puppe entkrochen, saß mit noch feuchten Schwingen auf einem Blatt; ich nahm ihn, setzte ihn mitten in meinen Blumenstrauß und wanderte weiter, bis ich müde und hungerig war. Dann kehrte ich um. Auf dem Rückweg begegnete mir ein junges Brautpaar, die Braut mit einem Kranze von Wiesenblumen in ihrem braunen Haar, der Bräutigam mit einem solchen Kranz um seinen Hut. Sie kamen aus der Kirche, wo sie an diesem Morgen getraut worden waren; beide hielten einander an der Hand und wanderten so nebeneinander frisch, hübsch und heiter durch die blühende Gegend nach ihrer heimatlichen Alpenhütte. Wie glücklich sahen sie aus! Aber sie waren nicht glücklicher, als ich an diesem Morgen war, und schwerlich konnte ihr Frühstück ihnen besser schmecken, als mir das meinige nach dieser frühen Wanderung schmeckte.

Noch einen entzückend schönen Morgen verbrachte ich in Thun, und wanderte durch dessen prachtvolle Wallnuß- und Kastanienwälder. Dann ging ich an Bord des Dampfschiffs, das nach Interlaken fährt.

Es war ein schöner Nachmittag, der Himmel hell und sommerblau, der Thunersee von spielenden Winden gekräuselt. Wir ließen die idyllisch schöne Umgebung des Sees mit seinen grünen parkartigen Ufern hinter uns, und fuhren rasch dem obern Seeufer zu, auf welchem uns die Titanen Eiger, Mönch, die fächerartig geformte Frau oder Blümlialp und mehrere andere der höchsten Alpen des Oberlandes in blendender Pracht entgegen traten. Zuletzt tritt die 12800 Fuß hohe Jungfrau auf eine Weise hervor, daß es scheint, als wollte man gerade in ihre eisige Umarmung hineinfahren. Aber das Dampfschiff wendet sich plötzlich links, wir lassen die schneebekleideten Riesen rechts, hinter uns Niesen, weiter zurück das neu-alte Schloß Schadow, das pittoresk aus den Wellen emporsteigt, und vertieften uns in einer Bucht zwischen den Bergen, aus deren düstern Schatten wir an einem grünenden Ufer landen. Wir sind in Neuhaus. Vor uns liegt eine Ebene zwischen ungeheuern Berghöhen. Eine freundliche deutsche Frau mit ihrer Tochter bietet mir einen Platz in ihrem Wagen an, und so fahren wir nach Interlaken, einem Dorf auf der Landzunge zwischen dem Thuner- und Brienzersee, das eben davon wahrscheinlich seinen Namen, Inter lacus *), erhalten hat. Die Bergluft, das Baden in der Aaro, die das Thal durchfließt, und die Leichtigkeit, von hier aus Ausflüge nach den berühmtesten Orten des Oberlandes zu machen, haben seit einigen Jahren Interlaken zum Sammelpunkt der Schweizreisenden gemacht, und die dasigen großen Hotels verdunkeln die ländlichen Hütten des Thals ganz und gar. Aber noch ist die große Zeit des Jahres nicht gekommen; die Bäder in der Aare sind vor Johannis noch zu kalt, und die Luft im Thale ist bis dahin ebenfalls noch kalt. Es ist deshalb noch still auf der großen Promenade, und die Hotels stehen noch leer. Man hört

*) Zwischen den Seen.

nur das Bimmeln der Kuhglocken im Thale, und diese Musik ist gar nicht etwa unmelodisch.

Das Thal besteht aus einer Ebene zwischen den beiden Seen und den Felswänden, die sich von einem Ufer zum andern hinziehen. Zwei Flüsse, die Aare und Lutschine, durcheilen es in raschem Lauf. Aber die Ebenheit des Bodens und der Anbau des letztern verbirgt dieselben dem Auge so lange, bis man ganz nahe an ihren Ufern ist; und die ungeheuern Höhen zu beiden Seiten des Thals verhindern den Ueberblick über den Umfang des letztern. Mir kam die Breite des Thals zwischen den beiden Bergwänden, welche jede weitere Aussicht verschließen, nur mäßig vor, und ich gestehe, daß ich mich gewaltig gedrückt durch die Nähe der Titanen fühlte, die hier mehr durch ihre Masse als durch ihre Schönheit imponirten, und allabendlich und allmorgentlich ihren kalten dunkeln Schatten über das Thal werfen, sodaß es darin dunkler ist, als anderswo in dieser Gegend zu derselben Zeit. Die Beherrscherin des Thals, die hohe Jungfrau, so stattlich aus der Ferne anzuschauen, gleicht in der Nähe von hier aus einer hochgewachsenen breitschulterigen Medusa, die im Begriff ist, ihren Geliebten zu zerschmettern. Hu! Ich möchte nicht hier leben.

Aber der Wald von Hohbühl, der Riesin gegenüber, ist schön, und die Aussicht von der Höhe desselben ist berühmt. Ich unternehme einen Morgenspaziergang und eine Entdeckungsreise dahin, verirre mich gründlich in den Gängen des Waldes, die noch vom Winterlaub bedeckt sind, kann nicht eine einzige Anhöhe entdecken, die mir eine freie Aussicht gestattet oder mir wenigstens einen Umblick in die Gegend gewährt, um mich zurecht zu finden, und bekomme nichts Schönes zu sehen, als einige offene grüne Plätze, auf denen Tausende von kleinen Schmetterlingen auf dem Rasen umherschwärmen, als wenn sie vom Sonnenlicht, von der Morgenluft und vom Blumenduft berauscht wären. Nicht so ich; gefangen in dem

Labyrinth des Waldes, gehe ich, gehe und gehe, eine Stunde nach der andern, nicht mehr nach einer Aussicht, sondern nur nach einem Ausweg suchend, bis ich endlich nach einer mehr als vierstündigen Wanderung aus dem Walde heraus und nach Interlaken zurück komme, so ermüdet vom Gehen, Suchen, Sonnenwärme und Waldesdickicht, daß ich wenigstens sechzig Jahre alt zu sein glaubte und meinen Kräften für die beabsichtigte Reise wieder zu mistrauen begann. Da stand ein Badehaus am Ufer der Aare, gerade am Wege nach meinem Hotel zum Schweizerhof. Die Thür des Hauses stand halboffen. Ich dachte, ob ich ein Bad in der Aare nähme! Die Zeit zum Baden war zwar noch nicht da, und das Wasser der Aare ist zu allen Zeiten eisig kalt — die Aare ist ein eisiger Fluß und entspringt aus dem Innern eines Gletschers nicht weit von hier — aber eine Umarmung von einer Titanentochter muß doch mächtig stärkend sein. Ich mußte es wagen. Ich gehe in das Haus hinein, und dessen freundliche Wächterin sagt mir: — „Es hat noch niemand hier gebadet; das Wasser ist noch sehr kalt, aber — Sie können es ja versuchen!" — Gut; ich werde es thun. Aber beim ersten Versuch, in das Bassin hinunterzusteigen, ziehe ich mich erschrocken zurück; es war ein Gefühl, als ob ich mit den Füßen auf glühendes Eisen träte. Ich besinne mich eine Weile, ich spreche mir Muth ein; das Wasser sieht so hell und frisch, so lächelnd und lockend aus — ich springe schnell hinunter und wieder in die Höhe, und dann noch einmal: — „Hu hu ha! Ah ah ah!" — Welch ein sonderbares Gefühl, welche Verwandlung! Ich bin wie neugeboren. Meinen alten Menschen habe ich im Bade zurückgelassen. Ich fühle mich stark, frisch, kraftvoll, von neuem jung, kaum fünfundzwanzig Jahre alt! Das energische Leben der Aare floß nun in meinen Adern. Tochter der Titanen, habe Dank! —

Neubelebt an Körper und Geist wanderte ich nun langsam an dem grünen Ufer des Flusses dahin, mit

unaussprechlichem Vergnügen in dem „Album Suisse" (das ich in einer Buchhandlung gekauft hatte), L. Vulliemin's historische Skizze über die Regierung der Königin Bertha lesend. Es war meine erste Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten schweizerischen Geschichtschreiber und mit dieser edeln Königin, die zu den schönsten Gestalten der Vorzeit in der französischen Schweiz gehört und von den Bewohnern der letztern noch heute als der gute Genius des Landes verehrt wird.

Während Rudolf, ihr Gemahl, als König von Burgund Krieg in Italien führte und die Lombardei zu erobern suchte, lebte sie daheim im Lande für die gesegneten Werke des Friedens.

„Sie legte Wege an" — erzählt ihr Geschichtschreiber —, „munterte die Landwirthschaft auf, ließ Weinberge anpflanzen und beschützte die armen Leibeigenen. Und ebenso, wie Königin Bertha Klöster, Asyle für Gebet und Arbeit gründete, ließ sie befestigte Thürme bei Gourse, bei Moudon, bei Neufchatel, von den Alpen bis zum Jura, erbauen, und das Land blühte im Schutz dieser Festen, welche die Bewohner gegen die verheerenden Einfälle der Hunnen und der Sarazenen schützten. Zu Pferde durchzog sie das Land, besuchte die Bauerhöfe, unterrichtete sich über ihren Ertrag, besah sich die Viehställe und das Hausgespinst, ermunterte und belohnte den Fleiß.

In allem, was sie befahl, ging sie mit ihrem eigenen Beispiel voran, sie spann eigenhändig zu Gewändern für ihren Gemahl, und in Payerne bewahrt man noch heutzutage einen Sattel auf, auf welchem sie saß und spann, während sie das Land durchritt. Sie legte mehrere Landhöfe (métairies) an, die sie selbst als Hausmutter verwaltete. Sie erbaute aber auch feste Schlösser, die noch jetzt stehen und ihren Namen tragen; und als Rudolf, des Krieges müde, in sein Reich zurückkehrte, bestimmte sie ihn, sich mit ihr zur Arbeit für die Verbesserung des Landes und für die Pflege der Gerechtigkeit zu vereinigen.

„Die Fürsten dieses Landes" — fährt Vulliemin fort — „hatten zu damaliger Zeit noch keine festen Residenzen. Sie zogen von Ort zu Ort, bald in Lausanne, bald in Payerne, bald an den Ufern des Thunersees wohnend, und man sah sie, wie früher die Richter in Israel, häufig Gericht auf offenem Felde oder im Schatten einer alten Eiche halten. Mit Recht wird die Königin Bertha für die Quelle unserer ersten Freiheiten (franchises), mit Recht für die wahre Mutter unsers Volks gehalten. Ein demüthiges Weib lehrt sie auch noch kommenden Geschlechtern die Tugenden der alten Zeit. Noch glaubt das Volk sie zuweilen auf den Bergen des Abendlandes zu sehen, wie sie eine Urne voll von Schätzen hält, die sie über das Land ausschüttet; und die Zeit, als die Königin Bertha, Hausmutter und Königin zugleich, die Gewänder ihres königlichen Gemahls eigenhändig spann, ist in der Erinnerung des Schweizervolks gleichbedeutend mit dem goldenen Zeitalter des Landes geworden. Diese alte gute Zeit ist, nach dem alten schweizerischen Sprichwort, die Zeit, da Königin Bertha spann („ove la reina Bertha filava"). — Wie trefflich müssen die Frauen in einem Lande sein, in welchem sie die Königin Bertha zum Vorbild haben!

Am folgenden Morgen Wanderungen im Thale und Unterhaltungen mit den Leuten, die in der Heuernte arbeiten. Die Tracht der Frauen ist jetzt poetischer, als sie vor dreißig Jahren war; die steifen schwarzen Haarhauben um das Gesicht sind gegenwärtig weichen Spitzen gewichen, die recht angenehm ins Auge fallen. Die Wohlhabendern tragen silberne Ketten über ihren dunkeln Tuchjäckchen.

Ich beabsichtigte heute Morgen mich über den Brienzersee nach Giesbach zu begeben, traf aber unterwegs zwei hübsche gesprächige Mädchen, welche Erdbeeren verkauften; sie erzählten mir von ihren Ziegen — jede von ihnen hatte eine Ziege, die Milch und Butter gab. Die

Ziege ist die Kuh der Armen — und die Mädchen jodelten so hübsch und sangen: — „Auf die Alpen, auf die schönen Alpen!" — daß sie mich den Lauf der Zeit und die Abgangsstunde des Dampfboots ganz vergessen ließen. Als ich ans Ufer des Sees kam, war das Dampfschiff fort. Gleichviel! Ich nahm einen kleinen offenen Einspänner mit einem freundlichen Burschen als Kutscher und fuhr ins Lauterbrunnenthal, das im Schoße „der schönen Alpen" liegt. Der Tag ist hell und schön, und der Anfang des Thals gleicht einem Park von Fruchtbäumen, aus welchem der zweiarmige Zwei-Lutschinefluß auf die Ebene von Interlaken hinunterstürzt. Der Weg geht aufwärts am Flusse hin; wunderliche, rundthürmig gebildete Felsenmassen zur rechten, links die massive weiße Gestalt der Jungfrau.

Nach einer langsamen Fahrt von einigen Stunden aufwärts durch das Thal sind wir bei dem Wirthshaus zum Steinbock angekommen. Hier lasse ich ein Mittagsessen für mich und meinen Kutscher geben, und wanderte nach dem Essen allein das Thal hinauf, mit dessen Geistern ich gern ein leises Zwiegespräch halten möchte. Vom „Steinbock" an wird das Thal immer enger zwischen den immer höher ansteigenden Felswänden. Immer stärker rauschen die Bäche und Ströme, die gegenwärtig vom Regen angeschwollen von den Eisbergen herunter in das Thal und nach dem Fluß zu stürzen. Hier fällt der durchsichtige Wasserfall des Staubbachs gleich einem Silberregen herab, vom Wind bald hierhin, bald dorthin auf den Erdboden getrieben, der unter diesem Sprühregen grünt; hier stürzt der gewaltige Trummelibach schäumend aus dem Schoße der Felsen hervor; dort der noch gewaltigere Rosenbach, den die Jungfrau aus ihrem Silberhorn gießt. Es strömt und rauscht und schäumt auf allen Seiten über, zur rechten, zur linken, unter und vor mir, aus Hunderten von verborgenen Quellen, und neben mir braust immer wilder die Lutschine mit

immer höher steigenden Wogen. Es ist zu viel, ich kann meine eigenen Gedanken nicht mehr hören; ich bin im Schose einer wilden Undine, die ihren Geliebten erdrückt, indem sie ihn umarmt und die Titanen wachsen immer höher empor, werden immer breiter, und das Thal wird immer enger, immer düsterer, immer einsamer — — — Es ist mir gar nicht wohl zu Muthe, aber ich wandere immer weiter vorwärts. Es ist unheimlich, aber es ist großartig und kraftvoll! Und mächtige Naturen üben eine mächtige Anziehungskraft, auch wenn sie uns in Erstaunen versetzen. Die Schatten des Abends fallen düster auf das Thal, indem ich weit vor mir in seiner dunkeln Tiefe eine breite, weißgraue, ungeheuere Wassermasse erblicke, die dumpf donnernd von einem hohen Berge herabstürzt. Sie scheint das Thal zu schließen. Nun ist's genug; ich begrüße die Riesin, den großen Schmadribach — die Mutter des Lutschineflusses — und kehre um. Hu! Nein, hier ist nicht gut sein, und die Gesellschaft der Titanen ist für einen armen Sterblichen besser in weiter Ferne, als in zu großer Nähe! Ich bin sehr froh, daß ich ein kleines zwölfjähriges Mädchen treffe, das gleichen Weg mit mir geht und mir unterwegs Gesellschaft leisten kann. Sie wohnt in einer Hütte dieses Thals. Im Winter klöppelt sie Spitzen in Gemeinschaft mit ihrer Mutter, im Sommer besucht sie die Schule oben auf dem Berge Murrens. Das Mädchen war hübsch, verständig und schien mit ihrer Welt ganz zufrieden zu sein; sie kannte keine andere. In meinem guten Hotel zum Steinbock fühlte ich mich ganz glücklich darüber, daß ich wieder unter civilisirter Gesellschaft war, erfrischte mich durch eine gute Tasse Thee und trat dann die Rückfahrt nach Interlaken an. Aber auf dem Rückweg gewährten mir die Titanen ein herrliches Schauspiel, und ich sollte nicht ohne frohe Bewunderung aus ihrer Nähe scheiden. Die großen Geister, welche Schrecken einflößen, können auch entzücken. Im Glanz der untergehenden Sonne

prangten die weißen Spitzen und Felder der Alpen in den prächtigsten Farben; die hohe Jungfrau hatte sich in Rosenroth gekleidet, ihre bläulichen Eisspitzen glänzten durchsichtig, und je tiefer die Sonne sank, desto höher und heller erglänzten die Alpenzinnen; sie leuchteten meiner Rückfahrt durch das Lauterbrunnenthal, das in dieser frischen Bergluft, bei diesem stillen Abend wahrhaft herrlich war. Später, in meinem Schweizerhof, eine neue Ueberraschung aus dem Lager der Riesen. Das Haupt der Jungfrau umzog sich mit einer sanften Lichtglorie, die an Schönheit und Stärke zunahm, wie — — meine Neugier — bis endlich der Mond hellstrahlend darüber hervortrat und die Titanen, ebenso wie meinen Tag, mit Schönheit krönte.

Zwei Tage später war ich auf dem Wege nach Lausanne. Der ganze Weg führt gleichsam durch einen großartigen Park, und jeder Theil desselben ist wohl gepflegt, schön, angebaut und blühend. Der Mensch und die Natur leben hier in einer äußerst glücklichen Ehe.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als ich von der Höhe herab und noch in ziemlich weiter Entfernung, tief gebettet in einen Kreis von grünen Ufern und hohen Alpen, den berühmten See erblickte, der beim Beginn der Geschichte nur in Nebel eingehüllt und von dichten Wäldern umgeben gekannt war, deshalb der See der Einöde (Leman) genannt wurde und erst später, im Licht der Sonne und der Cultur, ein Versammlungspunkt für die ganze feine reiselustige Welt von Europa geworden ist. Meine Blicke suchten am Strand desselben Lausanne; denn dort war es ja, wo der edle hochbegabte V i n e t noch vor wenigen Jahren lebte und lehrte, und dort wollte ich ja von ihm lernen durch seine Freunde und Schüler und durch die „freie Kirche", deren mittelbarer Begründer er war. Deshalb war ich in die Schweiz gekommen.

„Lausanne la jolie“ — wie die Stadt in einem alten Lied und von vielen ihrer Verehrer genannt wird — glänzte noch freundlich im Licht der untergehenden Sonne, die gleichwol in dicken Nebeln unterging, als ich daselbst in der für mich bereit gehaltenen Wohnung, in Herrn La Harpe's Pension an der schönen Promenade Mont=Venon, anlangte. Das Farbenspiel der Wolken dauerte noch fort, während ich von meinen artigen Wirthsleuten auf der Terrasse herumgeführt wurde, von da aus die Aussicht auf die Alpen und über den See betrachtete, und ihrer Schilderung von deren Schönheit an den hellen Abenden des Sommers und Herbstes zuhörte. Dieselbe Aussicht genoß ich von meinem kleinen Zimmer und besonders von der vor dem letztern befindlichen steinernen Terrasse. Dort — in meinem Stübchen — schrieb ich nach einigen Tagen:

Lausanne, am 19. Juni.

Gibt es hier Alpen, einen See, reizende Ufer und ein sonniges Leben auf denselben? — Ich sehe nichts, als einen dicken Nebel. Lausanne „la jolie“ sitzt schon seit drei Tagen in einen triefenden Regenmantel eingehüllt, der die Stadt und die ganze Umgebung in Wolken und Dunkelheit hüllt. Kalt ist es auch, wie bei uns (in Schweden) im October, und mein kleines Zimmerchen, äußerst angenehm bei schönem Wetter, ist dunkel wie ein Keller, sobald die Sonne hinter den Wolken verborgen ist. Und was für Wolken! Ich glaube, daß ich sie nie so dicht und undurchsichtig gesehen habe. Seele und Leib scheinen in dieser kalten Umgebung gleichsam zusammenzuschrumpfen. Ohne innere Sonne bin ich inzwischen nicht. Einige neue Bekanntschaften und etliche neue Bücher erhellen meine innere Welt, und lassen mich zeitweilig das Dunkel der äußern Welt vergessen.

Adolf Vinet's Gattin (und Witwe) ist eine hübsche Frau von mittlerm Alter, zu der man sich augenblicklich mit herzlichem Vertrauen hingezogen fühlt. Sie ist eine durchsichtige schöne Natur. Der Professor der Geschichte L. Vulliemin ist ein Mann von einer wahrhaft classischen Schönheit und Feinheit, so an Gestalt wie im Wesen. Unter seiner mit dünnen Silberlocken gekrönten hohen Stirn glänzen dunkle Augen mit jugendlichem Feuer und mit einem Blick, der fein durchdringend und zugleich gütig ist. Der Blick seiner Seele ist beständig auf die Ideale des Lebens in der Gemeinde, im Staat und in der Kirche gerichtet. Ich habe selten einen Mann von so viel Anmuth im Ausdruck und im Benehmen gesehen, selten so viel Befriedigung und Vergnügen in einer Unterhaltung gefunden, wie in der seinigen. Während draußen Dunkel und Regen den Schweizerboden bedecken, hat seine Vorrede zur „Geschichte der Schweiz" (Fortsetzung von Johannes von Müller's großem Werk) das Dunkel gelichtet, in welches für mich bisher das Eigenthümliche des schweizerischen Bundesstaats gehüllt war, und ich habe mir daraus zur Erinnerung folgende charakteristische Züge von Land und Volk abgeschrieben:

„In der Mitte Europas liegt ein Land, das an Umfang keine der ältesten Provinzen Frankreichs übertrifft. Die Geschichte dieses Landes verliert sich gar oft in Glockengebimmel. Seine Helden sind Hirten und Bauern. Dennoch haben die Könige nicht aufgehört, Bündnisse mit den Schweizern zu begehren, während die Schweizer ihrerseits dergleichen selten gesucht haben. — — — Helvetien hat sich den fremden Mächten bald überlassen, bald ihnen getrotzt. Es spielt harmlos auf dem politischen Ocean. Nach jedem Sturm trat es verjüngt wieder hervor. — — — Eine Republik nach der andern hat Europa verlassen — Florenz, Venedig, Genua! — — Die Schweiz allein mit ihren Institutionen behält, wie eine Blüte der Ewigkeit, ihren Platz im Licht der Sonne.

Diese Thatsache ist merkwürdig, besonders für diejenigen, welche die Schweiz kennen. Volksstämme, Sprache, Sitten, die verschiedenartigsten Interessen — man glaubt vergebens nach dem zu suchen, was dieser Menge verschiedener Nationalitäten einen Körper gibt. Im Herzen der Alpen wohnen die alten Gothen und Rhätier, auf den Ebenen die Allemannen, im Westen die Burgunder gemischt mit Römern. An den Ufern der Aare herrscht die germanische, um den Leman die romanische Zunge. Eine Entfernung von wenigen Meilen trennt in der Schweiz das Leben des Volks von dem hochcivilisirten Leben der Städte — die Hirten, welche oft ihren Aufenthalt wechseln, von den Städten am Ufer der Seen. Die alten Sitten der Sabiner mischen sich mit denen der Republiken, die in täglichem Verkehr mit den beiden Hemisphären der Welt leben. Zeitalter, wie Klimaten, ziehen einander näher. In unsern Thälern stoßen die alterthümlichsten Institutionen mit Einrichtungen zusammen, die an der Spitze der Zeitentwickelung stehen. — — Während mehr als ein Canton mit frommer Ehrfurcht seine uralten Gesetze beibehält, versuchte man in Genf die modernen Freiheitslehren lange bevor sie in Frankreich auftauchten. Während eines in Europa unbemerkt gebliebenen Sturms durchlief Basel im Jahre 1691 im Verlauf einiger Monate dieselben Epochen, welche ein Jahrhundert später die französische Revolution durchlaufen mußte. Dieses Alpenthal redet noch heute die Sprache des Flachlandes im Mittelalter, während von jener Schweizerstadt die Bewegung ausging, welche im 16. Jahrhundert der französischen Sprache Form und Gesetze gab, aus einer andern Stadt der Schweiz aber diejenige, welche Schiller und Goethe den Weg ebnete. Alles nähert, alles drängt sich zusammen. Tausenderlei Farben spiegeln sich wie in einem Alpensee wider. Ein Contrast hört nur auf, um einem andern Platz zu machen. Wenn das Gesetz anfängt, allgemein zu werden, so ist es die Religion, welche wieder zersplittert.

Es gab eine Zeit, da alle hingingen, um vor unserer Frau von Lausanne oder Einsiedeln die Knie zu beugen. Nichts trennte damals die Waadtländer unter Berns Oberherrschaft von den Waadtländern unter Freiburgs Gewalt. Wie ungleich sind sie gegenwärtig einander, sowol in den Sitten als in der Religion. Die Reformation hat in der Schweiz ganz auf dieselbe Weise wie in Deutschland begonnen; sie hat daselbst ihren ersten und ihren letzten Krieg entzündet. Wir kennen in der That kein Laster und keine Tugend, keine alte und keine neue Idee, die einander nicht am Fuß der Alpen begegnen.

„Mitten unter diesen Contrasten sitzen dreißig souveräne Staaten, alle durch ihre Interessen und ihre Physiognomie voneinander getrennt, zusammen, um über ihr gemeinschaftliches Wohl zu berathen. Ein Canton mit einer Bevölkerung von 20000 Seelen nimmt seinen Platz dicht neben dem ein, der 300000 Bewohner zählt. Monarchien, Aristokratien und die verschiedenartigsten Demokratien sitzen nebeneinander, alle Regierungsformen mit alleiniger Ausnahme der Tyrannei. Wir fügen dem noch hinzu, daß die ganze Nation stets bewaffnet in ihrer Gesammtheit auf dem Platze ist; daß das, was anderwärts durch den Willen einiger wenigen ausgeführt wird, in der Schweiz durch allgemeine Abstimmung geschieht; und daß die Gewohnheit dieses Volks, sich selbst als Souverän zu regieren, eine fortwährende Bewegung (agitation) erhält.

„So ist die Schweiz zu allen Zeiten gewesen. Was dieselbe am meisten charakterisirt, ist die Thatsache, daß diese Vereinigung von verschiedenen Volksstämmen, Sprachen, Religionen und Naturverhältnissen alle Arten von Bildungen wiedergibt und doch immer dieselbe bleibt!

„Welche Kraft ist es denn aber, die diese verschiedenen Elemente zusammenhält? — Durch welche Gewalt, durch welche Kunst ist dieser Bundesstaat noch immer lebendig, frei und seiner selbst gewiß? — Die Seele unsers Bundes

und dessen Lebensprincip ist die Liebe zur Freiheit. Republikaner schon vor der Entstehung Roms, konnten unsere Väter die Monarchie nicht ertragen; sie sind, in der neuern Geschichte, die Erstgeborenen der Freiheit!

„Man hat — sagt Bodin im 16. Jahrhundert — man hat Athen in einem Jahrhundert seine Regierungsform siebenmal und Florenz unter der Regierung seiner verfeinerten Gebieter seine Verfassung ebenfalls siebenmal verändern sehen, während die Eidgenossen ihre volksthümlichen Institutionen seit 360 Jahren verändert beibehalten haben.

„Gegenwärtig weiß das Ausland, daß ein Versuch, die Cantone der Schweiz zu erobern, denselben muthigen Widerstand erwecken würde, dessen Zeugen Sempach und Granson sind. Wir lassen andern die Schauspiele, Unterhaltungen und Prachtdarstellungen der Höfe, und behalten für uns das brüderliche Gefühl, welches das Herz bei einer Nation klopfen läßt, die durch Gleichheit aller Stände auf einem freien Boden erzogen worden ist. Wir würden keinen Werth mehr auf das Leben legen, wenn wir das verloren hätten, was dem Leben Werth gibt. — Sehet, das ist es, was die Schweizer gemeinsam haben vom Rhein bis zur Rhone, von Genf bis in das wilde Thal Samnaums. — Die Annalen der Schweizer haben den Beruf dieses Volks zur Unabhängigkeit bewiesen. Helvetien — sagten unsere Väter — ist eine Verwirrung, die Gott regiert. Sie haben mich gelehrt, nie an Gott zu zweifeln; ihre Geschichte aber hat mich gelehrt, nie an meinem Vaterland zu verzweifeln. Die großen Nationen bestehen durch ihre Masse, die unserige besteht durch Glauben und Liebe. Unser Bund ist der Ausdruck beider. In wessen Namen sind wir Eidgenossen verbunden, wenn nicht in denen, die sich auf unsere Fahnen verbinden: «Gott und Vaterland!»"

Vulliemin wendet sich hierauf an das Schweizervolk, das er auffordert, an der Entwickelung eines höhern

Lebens in Kirche und Staat wacker zu arbeiten. Er fordert zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften und Festen auf, bei deren Uebungen und Spielen alle Cantone einander Rendezvous geben sollen.

„Ich möchte wünschen, daß die Künste, ebenso wie die Wissenschaften, daselbst repräsentirt sein möchten; die, welche den Boden cultiviren, ebenso wol wie die, welche unsere Schritte auf demselben beleuchten; die Industrie, die unsere Mittel verdoppelt, ebenso wie die schönen Künste, die unser Alltagsleben verschönen. Alle sind Wohlthäter des Vaterlandes. Alle sind Kinder der Freiheit. Kommt sie zu einem neuen Alter, so will diese Freiheit einen neuen Cultus. Ihre Begriffe haben sich erweitert, lasset uns unser Herz erweitern."

„Aber" — fährt der edle Freiheitsfreund fort — „hüten wir uns, unsere Freiheit mit allem zu verbinden, was sich für sie ausgibt. Wenige Nationen lieben sie so wie wir, wenige fügen ihr aber auch ein blutigeres Unrecht zu! — — — Hier glaubt ein Volksstamm — hochmüthig in seiner Armuth — der edelste auf der ganzen Erde zu sein, während er sich noch vor Zaubereien fürchtet und ein Sklave blinder Vorurtheile ist. Dort glaubt eine Volksversammlung das allgemeine Beste gefördert zu haben, weil sie eine Summe für bessern Unterricht vom Budget gestrichen, oder einen Mann, der eine Zierde des Vaterlandes ist, gedemüthigt hat. Wann hat die neidische Mittelmäßigkeit sich eher für frei gehalten, als bis sie alles zu ihrem Maßstab heruntergezogen hat? — In diesem Alpenthal wenig Gesetze, aber auch wenig Gerechtigkeit; keine Schätze, aber auch keine Hülfsquellen. Ein stilles Leben, aber keine edle Anstrengungen, in denen sich Menschen vereinen, um die Natur zu besiegen. Ich habe die Freiheit so enthusiasmirt gesehen, daß sie der Trunkenheit glich; ich habe sie so verknöchert gesehen, daß sie mit dem Egoismus eins zu sein schien.

„Ahmet die Alten nicht nach! — Die Tugend selbst ist, wenn sie Nachahmung wird, nicht mehr Tugend; die Wahrheit wird Vorurtheil. Wenn ihr aber von der Größe der frühern Zeiten durchdrungen seid, dann hebet die Augen empor zu der Höhe, auf welcher der Genius der Menschheit thront. Von ihm sollt ihr euch Stärke holen! — — — Unsere gefährlichsten Widersacher leben mitten unter uns, unsere furchtbarsten Feinde haben wir in uns selbst. Die am meisten zu fürchtenden Feinde sind diejenigen, welche den Tod in die Seelen einführen, die Grundpfeiler der Wahrheit und Gerechtigkeit erschüttern und die Lehren in den Staub treten, welche die Wächter der Tugend und der Trost der Unglücklichen sind. Der Mann, der uns zu überzeugen wünscht, daß Arnold Winkelried und ein Verräther gegen das Vaterland denselben Schlaf genießen, droht dem Frieden unsers häuslichen Herdes weit mehr als Pulver und Blei. Er sucht uns den Glauben zu nehmen, der das Heiligthum aller Freiheit ist!" —

Das sind Worte, die allen freien Völkern gelten und von allen beherzigt zu werden verdienen. Indem ich sie lese, glaube ich an einer Quelle der Alpen zu sitzen, deren reine Flut das Wasser des Flusses in seinem Lauf durch Weiler und Städte erfrischt.

M e n s c h, V o l k, M e n s c h l i c h k e i t — o ewiges Bündniß! An dem Tage, an welchem ich euern Zusammenhang begriff, an diesem Tage begriff ich mich selbst und mein eigenes Leben erst recht im Ernst!

Am 24. Juni.

Noch gestern war alles in Dunkel und Regen eingehüllt und heute — — — welch' eine Veränderung! Noch gestern tummelten sich Massen von Wolken von den Alpen hernieder über Felder und Thäler und drohten

alles zu ertränken. Man sprach nur von Regen und trüber Aussicht. Die Saaten standen in der Blüte, die Weinrebe sollte eben blühen, aber der Regen und die Kälte! — — — Nichts wurde reif in den Gärten; man konnte nicht einmal einige Beeren zum Nachtisch oder zum Gelée bekommen. Es hatte seit dem Monat Mai fortwährend geregnet. In den Gebirgsthälern hatte es zweiundzwanzig Tage von dreißigen geregnet; eine Familie, die von Lausanne dahin übergesiedelt war, war halb ersäuft worden. Es konnte den ganzen Sommer hindurch regnen, wie es schon früher einmal geschehen ist. In Frankreich traten die Flüsse aus; man prophezeite „une année de calamité". (Herrliche Aussichten für ein Sommervergnügen!) So noch gestern.

Aber gegen Abend erschien auf der Sündflutphysiognomie des Himmels etwas, das einem matten Lächeln glich; etwas, das einem Sonnenblick glich, drang durch den Wolkenpelz über dem Juragebirge; und heute — — welch eine Herrlichkeit!

Eine frische „Bise" (Nordwind) hat die langweiligen Wolken verjagt, und jagt sie noch immer weiter, und ballt sie auf den Zinnen der Alpen zusammen, wo sie Ehrenpforten, Kränze und Diademe bilden, die immer höher emporsteigen; Lausanne „la jolie" schmückt sich im Sonnenschein mit Bouquets von glänzenden Feldern, Hainen und Gärten, und spiegelt sich im Leman, der himmlischblau dem hochblauen Himmel zulächelt. Die Erde glänzt, bedeckt von üppiger Vegetation, zwar noch mit Thränen in den Augen, aber die Sonne küßt diese Thränen allmählich weg und — — — o, das ist in der That ein wahrhaftiges Johannesfest! Ich glaube noch nie so lebhaft, wie in diesen zuletzt verflossenen Tagen, empfunden zu haben, wie düster das Leben ohne Sonne sein würde, und recht wohl verstehe ich nun den alten Heiden Thorgeir, der „den Gott, welcher die Sonne geschaffen hat", anbeten wollte. Nun möchte ich einen Maibaum haben und

eine Schar von hundert Kindern im Tanz um denselben herumführen, wie früher in Årsta. Aber hier feiert man den Johannestag weder mit Gottesdienst, noch mit Spielen und Tänzen.

Am 3. Juli.

Während dieser letzten wunderschönen Tage und Nächte habe ich mir kaum zu schlafen vergönnt, so begierig war ich, mit recht wacher Seele die Farben des Abends und Morgens, die Lichter und Schatten in dieser prachtvollen Gegend, die lichten Mysterien der Nacht und den ungewöhnlichen Glanz der Milchstraße zu erfassen, der sich hier gleich einem himmlischen Staubbach in Silbercascaden von ungesehenen Höhen herab auf das Alpenland der Erde stürzt — das ist eine unbeschreibliche Pracht! — Ich glaube noch nie einen so glänzenden Sternenhimmel gesehen zu habeu.

Allein meine nächtlichen Ausflüge auf die Terrasse vor meinem kleinen Zimmer haben mir eine Erkältung zugezogen, in deren Folge ich eine beabsichtigte Ausflucht nach Chamouny gegenwärtig aufgeben und anstatt dessen meine Reise nach einem der Gebirgsthäler (Rossinières oder Chateau d'Oex), die mir Frau Vinet als äußerst heilsame Aufenthaltsorte während der Sommermonate anempfohlen hat, beschleunigen muß. In diese und in andere Gebirgsthäler um den Leman begeben sich zu dieser Zeit alle Bewohner von Lausanne, die es nur einigermaßen ermöglichen können, um dort einige Wochen von Freiheit, Gebirgsluft, Milch und Beeren, mit einem Worte von allen Leibgerichten des Hirtenlebens, in der Nachbarschaft der Gletscher zu leben. Die Hirten überlassen ihre Hütten den Stadtbewohnern, die mit Weib; Kind und dem ganzen Haushalt dahin übersiedeln. Jeden Tag hört man von Personen und von Familien sprechen, die

sich „à la montagne“ begeben haben oder dahin begeben wollen.

Ich habe unterdessen in und außerhalb Lausanne einige angenehme Bekanntschaften gemacht, die ich auch künftig fortsetzen zu können hoffe. Zuerst und vornehmlich mit zwei liebenswürdigen Menschen und Ehegatten von Vinet's nächsten Freunden, Herr und Madame F**. Auf ihrer schönen Besitzung St.-Prex in der Nähe von Morges am Strand des Leman war ich so glücklich, von diesem Mann sprechen und hören zu dürfen, der ebenso selten als Mensch wie als Denker ist. Madame F** war gegenwärtig mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Bemerkungen über die Literatur des 16. Jahrhunderts in Frankreich beschäftigt, eines „cours“, den er in Lausanne gehalten hat.

Meine Unpäßlichkeit hinderte mich, die Schönheit der Gegend und den Reiz der Gesellschaft recht zu genießen. Nur aus der Entfernung konnte ich das vielthürmige Schloß Wufflers sehen, eine stattliche Erinnerung an die Königin Bertha, die königliche Spinnerin, welche Scepter und Spindel in derselben Hand führte — wie das Lied sagt —, „und die Maurerkelle“ — wie die Burgen und Thürme hinzufügen, die noch heute den Namen von ihr tragen.

In Lausanne habe ich verschiedene Abendgesellschaften besucht. In demselben, wie überhaupt in dem geselligen Umgang in der Schweiz, habe ich bisher nur Vergnügen empfunden, noch niemals aber jenes Gefühl von Ermüdung, das sich meiner in Gesellschaften, abgesehen von dem Vergnügen der Unterhaltung, so leicht bemächtigt. Das kommt vermuthlich daher, daß man hier in Gesellschaften, sowol mit Herren als mit Damen, so leicht auf Unterhaltungsgegenstände von allgemeinem Interesse kommt und Personen vor sich sieht, die mit mehr oder weniger Selbständigkeit über diese Gegenstände nachgedacht haben. Auch junge Mädchen sprechen mit Verstand und Theilnahme über die verschiedenen kirchlichen Richtungen im

Canton und über deren Verhältniß zueinander. Zwei jugendliche schöne Schwestern erzählten mir neulich abends verschiedenes Interessante von der freien Waadtländischen Kirche in den Gebirgsthälern (Pays d'en haut), welche die lebendigste und aufgeklärteste Abzweigung dieser Kirche sein soll; sie schilderten mir äußerst lebendig die pittoresken Versammlungen derselben und deren Gottesdienst unter freiem Himmel, die Schönheit der Gesänge u. s. w.

Den gestrigen Abend verbrachte ich bei Herrn und Madame G** in deren schönem Landhaus, das eine herrliche Aussicht über den See und die Berge gewährt; — wer hat jedoch von allen Punkten um diesen See schöne großartige Aussichten, und diese tragen nicht wenig zur Ruhe und zum Vergnügen der Unterhaltung bei. Unter einem schönen Abendhimmel werden die Gedanken lichter und heiterer.

Man unterhielt sich bei G**s und musicirte. Mit besonderm Vergnügen bemerkte ich die einfachen Toiletten und das angenehme und anspruchslose Benehmen der jungen Damen. Kein Geflatter und Geschnatter. Es ruht ein stiller Frieden und eine gewisse Gesundheit der Gedanken auf diesen Töchtern des Alpenlandes.

In der gestrigen Abendgesellschaft befanden sich auch zwei verheirathete Töchter von Englands Elisabeth Fry, schöne Frauen mit dem edeln Ausdruck und der edeln Haltung, die ihre Mutter auszeichneten. Sie sprachen mit Wärme von dem vielen Guten, das Frauenzimmer auch außerhalb des Hauses und der Familie thun können, wenn sie ihr Ziel nur mit Klarheit und Festigkeit ins Auge fassen. Es lag in diesen Frauen ein starkes Bewußtsein unter den sanftesten weiblichen Formen. Das sollten alle Frauen in dieser Weise haben!

„Das Asyl für Blinde" ist eine der schönsten Einrichtungen in Lausanne und der Vorsteher desselben, Hr. Herzel, jedenfalls einer der interessantesten Männer. Ein Prachtexemplar seiner Geschicklichkeit ist ein junger Mann,

der seit seiner frühesten Kindheit — ich glaube, infolge der Pocken — ganz erblindet und taubstumm, durch Hrn. Herzel aber zu einem fühlenden, denkenden, nützlichen und glücklichen Menschen gebildet worden ist. Herzel hat bei ihm dieselbe Methode angewendet, die der amerikanische Menschenfreund Dr. How bei der bekannten Laura Bridgeman angewendet hat; und sie ist ebenso vollständig gelungen. Der junge F** ist jetzt ein kräftiger, gesunder, vollkommen seiner selbst bewußter und — in weit höherm Grade als die meisten Männer — heiterer junger Mann. Seine Drechslerarbeiten sind bewundernswürdig. Man zeigte mir einen kurzen Brief und ein schönes Geschenk, welches beides die obengenannte junge Amerikanerin ihrem Unglücksgefährten in der Schweiz, nachdem derselbe zuerst an sie geschrieben und sie beschenkt hatte, geschickt hatte. Rührender Verkehr über den Ocean zwischen zwei Wesen, die vom Unglück zu einer lebenslänglichen geistigen Gefangenschaft verurtheilt, durch den Geist der Liebe und der Wissenschaft aber erlöst worden sind!

Der hauptsächlichste Begründer und Beschützer des Instituts ist ein Hr. Haldimand, der, obgleich durch Gelähmtheit an seinen Lehnstuhl gefesselt, einer der thätigsten Bürger und Wohlthäter Lausannes sein soll. Ich besuchte vor einigen Tagen diesen allgemein geliebten Philanthropen auf seinem Landsitz zwischen Lausanne und Ouchi und fand in ihm einen hübschen ältlichen Herrn mit großer geistiger Kraft und Frische, obwol ein Schlaganfall ihm schon vor einigen Jahren beide Füße gelähmt hatte. Er saß in einem rotundenartigen Saal, dessen Glasthüren nach dem Park geöffnet waren, zwischen dessen Baumgruppen Wasserkünste spielten und Aussichten auf die Alpen sich öffneten. Einige Herren befanden sich bei ihm, und die Unterhaltung drehte sich um die Wichtigkeit und Klugheit des Grundsatzes, die Armen so wenig als möglich zu unterstützen und sie dadurch zu nöthigen, sich soviel wie möglich selbst zu helfen. Mehrere Geschichtchen wurden

erzählt, um zu beweisen, wie durch Unterstützungen der Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit und die Gewissenlosigkeit u. s. w. ermuntert zu werden pflege. Man sprach dabei über die große Schwierigkeit, wirklich etwas Gutes zu thun, oder Menschen zu finden, die wirklich etwas Gutes verdienen u. s. w. Ich legte eine kleine Fürbitte für „Kinder, Kranke und Alte" ein. Hr. Haldimand lobte Malthus' nationalökonomische Grundsätze, die er durchgängig zu billigen schien. Später äußerte ich gegen einige Personen in Lausanne meine Verwunderung über dieses Lob „der Weisheit in der Theilnahmlosigkeit" aus dem Munde eines Mannes, der den größten Theil seiner Zeit und seines Vermögens auf öffentliche und private Wohlthätigkeit verwendet.

— „O" — antwortete man mir lächelnd — „das ist ein Thema, das bei Hrn. Haldimand oft vorkommt, und eine Lehre, die er sehr häufig predigt!" — In gewissen Menschen liegen gewisse köstliche Inconsequenzen. Die Bewohner Lausannes sagen, daß ein Mann wie Hr. Haldimand nie sterben sollte, und werden durch den Gedanken an sein einstiges Hinscheiden schon jetzt beunruhigt.

Am verwichenen Sonntag wohnte ich dem Gottesdienst in der Kapelle „des Terneaux" bei, dem vornehmsten Versammlungsort der freien Waadtländischen Kirche in Lausanne. Diese Kapelle ist ein großer Saal, einfach wie ein Schulzimmer, ohne Bilder, ohne Altar und ohne eigentliche Kanzel für den Prediger, der seinen Platz auf einer erhöhten Estrade im Hintergrund des Saales und ein Pult vor sich hat, wie ein Vorleser in einem öffentlichen cours. Der Saal war überfüllt. Diese religiösen Versammlungen sind im Pays de Vaud lange verboten und auch gewaltsam verfolgt gewesen, und sind eigentlich noch heutzutage verpönt. Aber das Ansehen und die Ausdauer ihrer Mitglieder in Verbindung mit dem befreienden Geist der Zeit haben es dahin

gebracht, daß diese Versammlungen, nachdem sie lange ganz im stillen und in Privatwohnungen haben gehalten werden müssen, jetzt unangefochten und öffentlich in dem Kirchengebäude gehalten werden können, das sich, wie die freie Kirche selbst, neuerlich im Licht der Sonne und an einer der besuchtesten Promenaden Lausannes erhoben hat. Diese lange verachtete Kirche ist durch die ungewöhnliche Begabung ihrer Prediger gegenwärtig die Kirche der Mode in Lausanne geworden, und wird von den vornehmsten Klassen der Bevölkerung besucht. Und diese Vornehmen waren auch, wie der Augenschein deutlich lehrte, an diesem Sonntag in der Kapelle „des Terneaux" anwesend.

Die Predigt, von einem gewissen Herrn Bridel — einem jungen Mann von großem Talent als Redner und als christlicher Denker — über den Eingangsspruch: „Meine Seele dürstet nach dem starken und lebendigen Gott" gehalten, konnte nicht besser und anregender sein; die Gesänge und Choräle wurden von der Gemeinde vierstimmig, ungewöhnlich rein und sehr schön gesungen. Dieß alles befriedigte mich ungemein. Was ich vermißte, war die Liturgie und das öffentliche Glaubensbekenntniß. Es scheint fast, als ob die freie Kirche die Formel für letzteres noch nicht bestimmt hätte und sich damit begnüge, vorzugsweise auf einen tiefern Ernst der christlichen Bekenner in Lehre und Leben und auf vollkommene Wahrheit und Gewissenhaftigkeit im Glauben und im Bekenntniß zu dringen. Sie hat sich für unabhängig von der Staatskirche — in der Schweiz die Nationalkirche — und einzig und allein von Gottes Wort und Gottes Geist als Grundpfeiler und Leitstern abhängig erklärt. Sie regiert sich selbst durch Synoden, die aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt sind. Aber der Geistliche ist bei ihr nicht Priester in der alten Bedeutung dieses Worts, sondern nur ein Bruder, der durch Beruf und Begabung zum Lehrer seiner Brüder bestimmt ist. Als Beistand, theils

im Lehren, theils in jeder andern Art seiner Amtsthätigkeit, stehen ihm „Aelteste" der Kirche zur Seite, die ebenfalls von der Gemeinde gewählt werden. Diese Aeltesten können auch dem Gottesdienst vorstehen, wenn es nothwendig ist.

Am Nachmittag dieses Tags wurde in derselben Kirche eine Zusammenkunft zu „gegenseitiger Erbauung" gehalten, bei welcher drei oder vier Personen als Redner auftraten. Eine derselben war ein fremder Durchreisender, der sich „der freien Kirche infolge seiner Sympathien anschloß". Sein und der meisten übrigen Redner Hauptthema war die Wahrhaftigkeit, die Bedeutung des Wahrseins vor Gott, vor sich selbst (uns selbst sehen, wie Gott uns sieht) und vor den Menschen. Ernst in der Ueberzeugung, Ehrlichkeit und Offenheit im Bekenntniß (A. Vinet's großes Thema) wurde streng gefordert. Vorfälle aus dem eigenen Leben wurden mitgetheilt, um klar zu machen, was ernste Selbstprüfung und Bekehrung ist. Später wurde verschiedenes aus den Verhandlungen der Synode während des letztverflossenen Monats Mai vorgetragen. Hr. Scholl forderte die Mitglieder der Kirche auf, Kenntniß von diesem Vortrag, wie überhaupt von allen Angelegenheiten der Kirche zu nehmen, denn das zieme sich für alle guten Glieder der Kirche. Dann folgten Rechenschaftsberichte, von denen mehrere auch für die Fremden von Interesse waren. Bei der Synode (aus hundert Personen bestehend) hatte sich zwar manche Verschiedenheit der Ansichten offen ausgesprochen, in der Denkungsart und Hauptrichtung aber die vollkommenste Harmonie gezeigt. Kein einziges Wort war gesprochen worden, welches bereut zu werden brauchte. Von den vierzig und etlichen Gemeinden der freien Kirche waren einige in Bezug auf verschiedene Gebräuche und Einrichtungen voneinander abgewichen; allein die Einheit in der Hauptsache und Richtung war völlig ungestört geblieben. Ausnehmend gefiel mir das Auftreten eines kleinen Mannes,

welcher der Finanzminister der freien Kirche zu sein schien und mit ebenso viel Feinheit als Gemüthlichkeit über den nichts weniger als glänzenden Zustand der Centralkasse Bericht erstattete, dabei aber auch zugleich die „Brüder und Schwestern“ zu kräftigern Unterstützungen derselben aufforderte.

Die Versammlung wurde mit dem schönen und vortrefflich ausgeführten Gesang „Agnus dei“ geschlossen. Auch am Nachmittag war die Kapelle zahlreich besucht, jedoch nicht so stark wie am Vormittag.

Die freie Kirche im Canton Waadt entstand damals, als bei der waadtländischen Revolution im Jahre 1845 die neue, aus sich selbst constituirte Regierung von den Geistlichen der Staatskirche verlangte, daß dieselben von den Kanzeln herab den Gemeinden eine lange, von dieser Regierung verfaßte Proclamation zur Vertheidigung ihres Entstehens und ihrer Wirksamkeit vorlesen sollten. Ein großer Theil der Geistlichen weigerte sich, dieser Anordnung zu gehorchen, einestheils weil die neue Regierung sich selbst auf gewaltsame Weise eingesetzt hatte, anderntheils weil ihre kirchliche Einrichtung ihnen zur Pflicht machte, alle Zwistigkeiten und Fragen der Politik von der Kanzel fern zu halten. Als hierauf die neue Regierung den protestirenden Geistlichen die Wahl ließ, entweder den Anordnungen der Regierung zu gehorchen oder ihre geistlichen Stellen niederzulegen, legten mehr als hundert Geistliche ihre Aemter nieder, obgleich die meisten unter ihnen in dem damaligen Augenblick nicht wußten, woher sie Brot und Obdach für sich und für ihre Angehörigen nehmen sollten. Allein dieser muthige Protest für die Rechte des Gewissens erweckte Theilnahme in Tausenden von Herzen. Reiche Beiträge strömten der Kasse zu, die zur Unterstützung der abgetretenen Geistlichen begründet worden war. Viele Personen, ganz besonders aber viele Frauenzimmer, öffneten den heimatlosen Familien gastfrei ihre Häuser und Herbergen, und ermuthigten sie zum

Kampfe für Wahrheit und Recht. In 43 Gemeinden folgte ein großer Theil der Gemeindeglieder ihren abgetretenen Seelenhirten und bildete eine neue Kirche neben der alten, neu auch in der Beziehung, daß sie sich ausdrücklich vom Staate lossagte, der seine Uebermacht blos durch Gewalt und willkürliches Gebaren fühlen ließ. So entstand „die neue Kirche", die sofort von ihrer Entstehung an mehrere Jahre hindurch ein Gegenstand offener Verfolgungen und ebenso betrübender als lächerlicher Maßregeln wurde. Allein die verfolgte Gemeinde bestand, wie es unter solchen Verhältnissen gewöhnlich zu geschehen pflegt, und organisirte sich während ihres Bestehens immer kräftiger und mit immer höherm Bewußtsein ihres Zwecks. Worin besteht dieser Zweck über den Inhalt des Protestes hinaus? — Ist hier ein wahrhaft lebenskräftiges, höheres Princip vorhanden? — Und wie verhält sich dasselbe zur Bibel und zu dem Grundprincip des Protestantismus? — Enthält diese junge freie Kirche den Keim zu einer Kirche der Zukunft, zu einer wirklich allgemeinen Kirche — wie die Sonne und das Evangelium? — Das alles sind Fragen, für deren Beantwortung ich mir Stoff in den Gebirgsthälern zu holen beabsichtige, in denen ja die freie Kirche ihr höchstes Leben hat und mir Zeit und Muse zur Genüge bleiben wird. Denn solche Fragen haben mich hierher geführt.

Die obenerwähnte politische Revolution glich vorzugsweise einer von denen, welche Voltaire „une tempête dans un verre d'eau" (einen Sturm in einem Glase Wasser) nannte. Eines schönen Tages erschien auf der großen Terrasse vom Mont-Benon ein Volkshaufen, aus einigen hundert Männern mit Trommeln und Fahnen bestehend, und ein Mann aus dem Haufen verkündigte mit lauter Stimme, daß die alte Regierung im Pays de Vaud abgesetzt und eine neue, an deren Spitze nach dem Willen des Volks Herr D** stehe, eingesetzt worden sei. Die guten Bewohner von Lausanne geriethen darüber

in nicht geringes Erstaunen, und die Bürgermiliz der Stadt stellte sich sofort der gesetzlichen Regierung zur Verfügung, um mit bewaffneter Hand gegen diejenigen einzuschreiten, welche ungesetzlich deren Platz einnehmen wollten. Allein diese Ehrenmänner verabscheuten das Blutvergießen, und zogen deshalb vor, der unrechtmäßig angreifenden Partei, welche vermuthlich den größten Theil der Handwerkerbevölkerung in der Stadt für sich hatte, ganz nachgiebig Platz zu machen. Die Anhänger der neuen Regierung machten der alten den Vorwurf, daß sie eine „Studirstubenregierung" und ohne Sympathien für das Volk und für dessen Fortschritt sei, daß sie nichts für die Erziehung des Volks in den Schulen thue, daß sie sich nie unter dem Volk zeige, daß sie sich den Volksfesten widersetze u. s. w., was wol nicht ganz ohne Grund sein mochte. Die neue Regierung versprach in hohem Grade populär zu werden, und begann ihre Wirksamkeit damit, daß sie die verdientesten Männer und Lehrer der Universität von ihren Stellen entfernte und ihre eigenen Creaturen in dieselben einschob. Ich hörte vielfach behaupten, daß diese Revolution die Entwickelung des Landes und der Bildung um mehr als zwanzig Jahre zurückgedrängt hätte. Inzwischen hat die bessere „allgemeine Stimme" und das Andrängen des Zeitgeistes die neue Regierung genöthigt, nach der Hand die Aemter der Stadt und des Staats mit geschickten Männern zu besetzen. Seit den zehn Jahren, während welcher sie besteht, hat sie, um sich zu halten, im Geist und im Wirken beständig vorwärts gehen müssen, und gegenwärtig erkennt man allgemein an, daß es „gar nicht übel" geht. Die Regierung thut sehr viel für den Schulunterricht; jedoch mehr, wie es den Anschein gewinnt, durch die Vermehrung der Menge der Unterrichtsgegenstände, als durch Gründlichkeit des Unterrichts, — und an Volksfesten ist kein Mangel. Preisschießen und Tanzen scheinen die beliebtesten Vergnügungen dabei zu sein.

Vorgestern war ein großes Fest für die Zöglinge der Nationalschule auf der Höhe von La Sauvabelin, einem hohen Plateau, eine Stunde Wegs außerhalb der Stadt, mit einem herrlichen Urwald von Eichen und Buchen, der, wie man behauptet, noch aus dem Zeitalter der Druiden herrühren soll. Gestern Nachmittag war ein anderes, größeres Volksfest, dem ich beiwohnte. Man tanzte bei rauschender Musik im Grünen, am Rande des Urwaldes. Eine Menge von Familien mit ihren Kindern waren anwesend; auch die Kinder tanzten. Die Theilnehmer waren augenscheinlich meistentheils aus der Klasse der Handarbeiter; alle waren gut gekleidet und sahen wohlgenährt aus; ein gewisser Ernst und eine gewisse Ruhe herrschte sogar inmitten des Vergnügens vor.

Die Aussicht von der Höhe La Sauvabelin ist eine der umfassendsten dieser schönen Gegend — und wer möchte wol den Versuch wagen, die Herrlichkeit derselben bei einem Sonnenuntergang in heller Witterung zu beschreiben? — — Das ist über jede Beschreibung erhaben! Das Naturfest war mir lieber als das Volksfest, und das letztere schien mir einen höhern Inhalt haben zu müssen, als gegenwärtig der Fall war. Aus dem köstlichen Urwald schienen mir die Druiden hervorzublicken, ihre lockigen Häupter zum Himmel erhebend, vergoldet von dem Glühen der Sonne. So nahmen sie in stummer Feierlichkeit Abschied voneinander, von der Sonne und von dem schönen Wald. Dabei aber walzten und summten die Menschen gar zu gedankenlos! Doch, ich mag kein Mitglied der abgesetzten Regierung werden! — Auch ich war einmal jung und wild!

Am 6. Juli.

Nach einigen Tagen werde ich Lausanne verlassen, um mich, wie alle andern „à la montagne" in das Pays

d'en haut zu begeben. Bevor ich aber diesmal Lausanne verlasse, will ich eine flüchtige Zeichnung von der Stadt und deren Leben aufnehmen.

Lausanne, „la jolie", ist, wahrheitsgetreu gesprochen, in der That eine kleine häßliche Stadt mit engen, hügeligen, krummen Straßen und grauen verdrießlich aussehenden Häusern. Pittoresk ist sie nur durch ihre Lage und durch die Gruppirung der grauen unregelmäßigen Häusermassen um den Fuß der alten stattlichen Domkirche Notre Dame de misericorde, eines der ältesten und edelsten kirchlichen Gebäude der Schweiz. Diese Kirche, hoch inmitten der Stadt gelegen, mit ihrem hohen klangreichen Thurm — die Glocken sind sehr schön — und mit ihrer Terrasse voll schattiger Linden, blickt groß und still auf das Gewimmel der menschlichen Wohnungen nieder, die gewissermaßen an ihren festen Mauern emporklettern und -klimmen. Vom Mont-Benon aus gesehen, erinnert sie lebhaft an einen Prediger auf der Kanzel, seiner Gemeinde gerade gegenüber. Um diese stattliche Domkirche, um diesen Kern von graubraunen Häusern, welche aussehen, als ob sie noch aus der alten römischen Zeit Lausaniums dastünden, zieht sich in immer weitern und weitern Kreisen ein Gürtel von Schönheit und Reiz. Es sind Gärten, reizende Parks und Landhäuser, in denen die Blüte der Bewohner der Stadt und vermögende Reisende aus allen gebildeten Ländern der Welt alljährlich weilen. Diese Landhäuser zeichnen sich selten durch Luxus in der Bauart oder in der innern Einrichtung aus. Ihre hauptsächliche Schönheit liegt gewöhnlich in dem Platz, auf welchem sie stehen, und in der Aussicht, die man von da aus auf den See und auf die Alpen — die Heldin und die Helden im Schauspiel — genießt. Diese Aussicht ist von jedem einzelnen Landhause aus etwas verschieden, allein die Schönheit ist fast bei allen gleich. Jene große Landbesitzung hat einen großen Garten, einen schönen Park und Wasserkünste; diese kleine

wenigstens eine Terrasse und einen kleinen Rasenplatz, alle aber besitzen einen Reichthum von schönen Buschgewächsen und Blumen.

— „Wie gut" — sagte vor einigen Tagen Madame Vulliemin bei einem Spaziergang mit einem Blick auf einige nahe liegende kleine Landhäuser — „wie gut, daß hier ein jeder in seiner Wohnung theil an dem Schönsten und Besten haben kann, was das Leben bietet!" —

Und allerdings, jeder kann hier ein kleines Haus, ein Gärtchen und — — diese Aussicht haben. Nur wenige von den Bewohnern Lausannes sind reich, aber die meisten haben eben ihr hinreichendes Auskommen, und man lebt einfach. Man trifft einander bei kleinen Thee-Soupers ohne Luxus und ohne Ansprüche, man unterhält sich auf den Terrassen mitten unter Blumen, die Alpen vor sich am Horizont und den herrlichen See zu seinen Füßen. Die Vermögendern beschäftigen sich viel mit der Verbesserung der Lage der Aermern, und besonders mit der Erziehung der Kinder. In dieser großartigen Umgebung scheinen mir die Menschen einfacher, wahrer und ernster zu werden. Das Leben hier ist ruhig, betriebsam und freundlich. Die große Zeit Lausannes ist vorüber — jene Zeit, in welcher Voltaire, der König unter den Witzigen, hier seinen Hof hielt; aber seine gute Zeit scheint mir noch da zu sein. Und überhaupt scheint mir der Zustand dieses Landes mit seinem Arbeitsleben, mit seinen mitten unter den Kämpfen der Parteien vorwärts schreitenden Einrichtungen, mit seinen heitern Volksfesten, die alle Bürger vereinigen — in diesen Tagen eilen Gesangvereine aus allen Cantonen nach Genf, um an dem jährlichen großen helvetischen Musikfest daselbst theilzunehmen —, mit einem Wort, das Leben hier, in dieser reichen Mannichfaltigkeit und Frische, scheint mir keine üble Fortsetzung der guten Zeit, „als Königin Bertha spann".

Ein Zug noch aus dem Leben von Lausanne, den ich

nicht übergehen darf. Mehr als einmal, Sonntag nachmittags, zuweilen auch an Wochentagen, habe ich melodische Töne eines Choralgesangs zu meiner Terrasse aufsteigen hören. Diese Töne kommen aus einem Hause, in welchem Aeltern und Kinder zusammen ihre häusliche Andacht halten. Das zeugt von einem Geist jener Reform, die das Leben der Kirche in das Innerste des Lebens führte und den häuslichen Herd in einen Altar verwandelte. Das ist ein eigenthümlicher Zug in jener Reformbewegung, die von der Schweiz ausging und sich nach England, Holland und Frankreich fortpflanzte. Ein andermal mehr davon; jetzt will ich hinaus in die Natur, will ich leben wie die Bäume, wie die Blumen draußen. Gott sei Dank für die schöne Zeit, die nun gekommen ist! Das Heu wird eingebracht, der Weizen und die Weinrebe blüht, und alles auf Erden sieht herrlich und verheißungsvoll aus. Aber hier ist es sehr warm, und ich rufe mit allen Bewohnern von Lausanne: — „A la montagne, à la montagne!"

Zweite Station.

Rossinières. Unser großer Bienenkorb. Das Leben in den Gebirgsthälern. Der Fußsteig. Die jungen Mädchen und die Sonntagsschule. Die Versammlung bei La Lechevette. Wanderungen in den Alpenthälern. La Comballaz. Les Ormonts. Père Ansermez. Das Volksleben in den Gebirgthälern. Die freie Kirche. Die Kirche der Zukunft!

Rossinières, am 8. Juli.

Eben erst auf den sonnigen Höhen von La Sauvabelin, bei einem fröhlichen Volksfest, mit einer großen herrlichen Aussicht über Himmel und Erde; jetzt eingeklemmt in ein enges abgelegenes Thal der waadtländischen Alpen, in welchem man nichts sieht, als zum Theil mit Wald bewachsene, zum Theil nackte Berge, zwischen denselben Grasplätze und niedere Hütten, und über ihnen ein kleines Stückchen Himmel, gegenwärtig düster von regenschweren Wolken. Die Reise hierher war jedoch schön und unterhaltend. Stelle dir einen labyrinthischen Weg zwischen wolkenhohen Bergen vor, durch welche du (im Postwagen) aufwärts, mehrere Stunden lang immer aufwärts gezogen wirst. Die Gebirgspässe sind so eng, daß du zuweilen nicht begreifen kannst, wie du durchkommen wirst; der Weg scheint zuweilen so verschlossen

zu sein, daß du glaubst, du müßtest gerade hinein in den Berg fahren; und wenn dein Wagen dann und wann einen Stoß erhält, der einem Knuff in die Seite gleicht — vermuthlich von dem Bergkönig —, sodaß er dicht an einem tiefen Abgrund plötzlich wankt, so siehst du nicht ein, warum nicht du und die Pferde und der Wagen hinunterstürzen in den wilden Fluß, der tief unten donnert und schäumt. Es sieht gefährlich aus, und ist wol auch nicht ohne Gefahr; aber der Kutscher und die Pferde sind daran gewöhnt, sich mitten durch die steilen Wege und Treppen des Gebirges Bahn zu brechen. Beim Eintritt in diese engen Gebirgspässe stößt man auf bedeutende Ueberreste der Burg La Gruyère. Da wohnten früher die mächtigen Grafen dieses Namens, und sie waren es, welche zuerst jene Gebirgsthäler roden und anbauen ließen, die sich zwischen den Alpen längs des Sarineflusses hin erstrecken — Rossinières, Chateau d'Oex, Rougemont. Es ist einem bei dieser Reise aufwärts, durch diese engen Gebirgspässe, als ob man einen Ritterroman aus dem Mittelalter läse.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen durch die Oeffnungen der Felsen, als ich nach Rossinières gelangte. Meine Wohnung ist ein ungeheures Chalet oder eine Schweizerhütte (die größte in den Alpen, wie man behauptet), an welcher eine große Menge kleiner Fenster mit kleinen Scheiben unter einem ungeheuern Dach hervorgucken. Die Vorder- und Hinterseite des Hauses (auf den beiden andern Seiten reicht das Dach bis auf den Erdboden herunter) sind mit einer Menge bunt angestrichener Gestalten von Löwen, Hirschen, Pferden, Blumen, Blumenvasen, Vögeln und andern Figuren und Creaturen, alle mehr oder weniger unnatürlich, geschmückt; dazwischen sind in die Holzwände Bibelsprüche eingeschnitten, welche an die Kürze des Lebens, und an Gottes treue Liebe und sein gerechtes Gericht erinnern. So ist dieses Haus vor hundert Jahren von dem Großvater des gegenwärtigen

Besitzers gebaut worden. Der Enkel, Hr. Henchoz, hat die Malereien und Zimmer in dem zimmerreichen Hause restaurirt und dasselbe Freunden und Fremden erschlossen, welche die stärkende Luft der Gebirgsthäler genießen wollen. Höher hinauf im Gebirge liegt das Dorf Rossinières mit seiner schönen reizend gelegenen Kirche und mit seinen zahlreichen kleinen Häusern. Das ganze Thal ist Wiesen- und Waldgrund. Es ist nach allen Seiten hin von Bergen mit grasreichen Abhängen eingeschlossen. Der höchste dieser Berge, nicht unähnlich einer befestigten Burg mit fünf hohen Zinnen, heißt Rubli, und die höchste Spitze desselben das Rublihorn. Mitten durch das Thal braust die Sarine in ihrem Steinbett dahin, aber so tief gebettet, daß man ihr ganz nahe kommen muß, um das Wasser zu sehen.

Der Abend, an welchem ich hierherkam, war schön; aber heute — — — möchte man glauben in Sibirien zu sein! Wie Lavinen stürzen die schwarzen Wolken in die Gebirgspässe herab, und gießen Fluten von kaltem Regen aus. In der letztvergangnen Nacht fiel Schnee auf die Zinnen und auf die grünen Wälle des Rubli.

Am 10. Juli.

Kälte und Regen dauern fort. Ich suche beides zu vergessen, indem ich in meiner Schweizergeschichte lese; allein ich friere und bin übler Laune. Ach, Sonne, Sonne! Wenn man sich nach dir in der Ebene sehnt, wie viel mehr ersehnt man dich hier, in diesem engen Thal, dessen einzige Freude du bist. Ohne dich ist das Thal nichts, als eine unangenehme Grube. Scheint denn die Sonne wirklich hier? — Mir scheint Pays d'en haut ein Land hoch oben in den Wolken zu sein, und zwar in Wolken — — — wie ich sie nie gesehen habe. Sie hängen wie schwarze Trauerflöre über der Gegend, sie

rollen in schweren Massen auf dieselbe hernieder, sie — — — huhuhu — — —

Am 12. Juli.

„Du zeigst dich wieder, Königin des Tages und Freude der Erde, geliebte, ersehnte Sonne!“ — So begann eine Art von Gedicht in Prosa, in welchem ich heute Morgen den Kampf zwischen der Sonne und einer großen grauen Wolke beschrieb, welche die Sonne verhüllen wollte. Allein mit dem Gedicht will ich meine Leser verschonen. Genug — — die Sonne siegte über die graue Wolke, die in einzelnen Flocken über die Berge dahinfloh, und ich wanderte entzückt hinaus in den Sonnenschein und in das Thal, und begrüßte die Blumen, die ihre thränengetränkten Häupter emporrichteten, und die Bäume, die über ihnen die Hände zusammenschlugen, und die Höhen, die smaragdgrün gegen den blauen Himmel glänzten, und die Kühe, deren Glocken lustig von den Bergen erklangen, und die Landleute, die längs der brausenden Sarine mit der Heuernte beschäftigt waren.

— „Eure Ernte scheint in diesem Jahre gut zu sein!“ — sagte ich im Vorübergehen.

— „O ja“ — antworteten sie —, „sie ist seit vielen Jahren nicht so gut gewesen. Und — — alles Uebrige im Lande verspricht auch gut zu werden.“ — Und damit warfen sie das gemähte Gras mit großen Heugabeln hoch in die Luft, um es in der Luft und in der Sonne zu trocknen. So ist es hier Brauch. Wie die Tropfen glänzten in dem prächtigen Sonnenlicht! Ein herrlicher Tag!

Am 18. Juli.

Obgleich die Sonne ein seltener Gast in Rossinières geblieben ist, und uns ihr herzerfreuendes Licht nur selten

zwei Tage hintereinander geschenkt hat, so hat sie uns doch dann und wann einen Tag voll unaussprechlicher Schönheit gegeben, wenn der Wind warm und erfrischend zugleich wehte, die Luft leicht war und unser ganzes kleines Thal mit seinen smaragdgrünen Abhängen und seiner duftenden Heuernte ein kleines Asyl für Gesundheit und Wohlbehagen zu sein schien. Während dieser Zeit hat sich unser großer Bienenkorb — so nenne ich nämlich unser Chalet mit seinen vielen kleinen Zimmern und Fenstern — mit Gästen gefüllt, die von da aus in das Thal hinausschwärmen. Zwei große Tische sind an jedem Mittag und Abend vollständig besetzt. Da gibt es Ueberfluß an Honig, Milch, Rahm, Butter und Käse, mit einem Wort, von allen Erzeugnissen des Hirtenlebens (und zwar sämmtlich von der allerbesten Art), und außerdem auch Genüsse von gediegener Beschaffenheit. Man lebt hier einfach und zugleich reichlich. Ich erstaune wahrhaftig über die Berge von dickem gequirlten Rahm, welche abends bei Tische herumgegeben werden, und von denen sich jeder Gast seinen Teller füllen kann. Mit oder ohne Erdbeeren ist dieses Rahm-Crême eine wahrhafte Himmelsspeise. Der Reiz von Rossinières Hirtenleben erhöht sich dadurch, daß dasselbe ebenso billig als gut ist. Da indessen die Thüren unsers Bienenkorbes unaufhörlich rasseln und klappern, so bin ich so wenig als möglich darin, und da ich es überhaupt nicht liebe, lange bei Tische zu sitzen, und jetzt vor allem die stille Gesellschaft der Natur vorziehe, so bringe ich den größern Theil meiner Zeit auf einsamen Wanderungen und kleinen Entdeckungsreisen im Gebirge zu. Willst du mich auf einer derselben begleiten? — Eine derselben gibt dir ein Bild von allen. Unser Führer soll — der erste beste Fußsteig werden; einen bessern Führer kannst du nicht bekommen. Und willst du die Wanderung recht genießen, so folge dem Fußsteig still und aufmerksam auf alles, was er dir zeigt. Zwar ist er zuweilen ein bischen steil, aber er gewährt dir

doch einen sichern Halt für deine Füße und fast eine Treppe ins Gebirge hinauf. Hier führt er dich über einen murmelnden Bach, dort durch einen dichten Wald, meist aus Tannen bestehend. Die Wurzeln der Bäume bilden Stufen, auf denen du emporsteigst, immer weiter empor; denn unser Weg geht aufwärts. Bald siehst du das Thal hinter dir, tief unter deinen Füßen, und stehst in gleicher Höhe mit den Schneeadern, welche das Gebirge jenseit der Sarine noch durchfurchen; du siehst die Wolken unter den Zinnen des Gebirgs dahinziehen; jetzt bist du oben auf der Höhe, nun wendet sich der Fußsteig um einen Felsenvorsprung, und du siehst dich plötzlich auf einer grünen Weide, voll von grasreichen Hügeln mit Heerden von bunten wohlgenährten Kühen, deren Glocken dich in melodischem Chor begrüßen.*) Du wanderst weiter. Der Fußsteig dreht sich um eine neue Berghöhe, und eine neue Aussicht öffnet sich vor dir über einen andern Thaleinschnitt mit waldgekrönten Höhen, deren Abhänge mit kleinen Hütten bestreut sind. In der Tiefe zwischen den Thälern braust der Fluß; langsam ziehen die Wolken, zwischen den ungeheuern Felsspitzen sich theilend. Wohin du blickst, siehst du Alpen, Thäler, dichte Wälder, weiche wallende Viehweiden, dunkle Bergklüfte, aus denen, wie es scheint, die Frühlingsströme hervorbrechen; — alles ist großartig, wild, stark, aber frisch und voller Frieden. Bist du müde? — Bist du durstig? — Setze dich dorthin auf das duftende Gras, dort an diese Beete voll Erdbeeren, groß wie die schönsten Gartenerdbeeren. Saftiger und schöner findest du sie nirgends auf Erden. Und diese Luft! — O, fühlst du sie? — Niemand ist im Stande, ihre Reinheit und Frische, ihre belebende Kraft für Körper und Geist zu beschreiben.

---

*) Dieser Ausdruck ist keineswegs übertrieben. Bei einer größern Heerde bilden die Glocken einen wirklichen Chor mit Bässen, Tenoren, Sopranen u. s. w.

Sieh dich um! — Bei dir, um dich ist eine Blumenwelt von alten und neuen Bekannten. Hier die lieblich duftende Alpennelke mit ihren feinen spitzen Blättern, Dianthus superbus, dieses Namens vollkommen würdig; dort schlank und gerade wie eine wahrhafte Königskerze die stattliche gelbe Gentiane (Gentiana lutea) mit goldenen Blüten im dichten Kranz; und da, die prächtigste von allen, die schöne Astrantia major. Schöne, prachtvoll gefärbte Distelarten leuchten überall in Menge. Höher oben erscheinen Alpenrosen, Rhododendron, und viele wohlriechende Kräuter, die man nirgends als nur auf solchen Höhen sieht. Aber wir wollen heute nicht weitergehen. Wir wollen uns hinunter in irgendeine der kleinen Hütten am Bergabhang wenden. Wir dürfen den Fußsteig nicht verlassen, ohne den Hauptort, zu welchem er führt, kennen zu lernen — die Wohnungen, in denen Menschen leben, Geister, welche lieben oder hassen, leiden und hoffen, arbeiten und beten. Laß uns in das erste beste Haus auf unserm Wege eintreten. Darin sitzt ein junges hübsches Weib mit vier kleinen Knaben. Drei der letztern flechten Stroh; der jüngste dieser kleinen Arbeiter ist erst drei und ein halbes Jahr alt. Das kleine Häuschen, nur aus einer Stube und einer Küche bestehend, zeugt von Sauberkeit und von einem gewissen Wohlstand. Wir sehen hohe aufgethürmte Betten und — in der Küche — mehrere Schränke mit Tellern und rein gescheuerten wohlgeordneten Küchengeschirren. Die junge Mutter ist freundlich und höflich, die kleinen Jungen sind artig, aber sehr bleich. Das Strohflechten, das seit einiger Zeit ein Zweig der Industrie in den Thälern geworden ist und allerdings einige Silberstücke in die Häuser bringt, wirkt nicht günstig auf die Gesundheit der Frauen, namentlich aber auf die der Kinder. Es nöthigt die Kleinen, zu viel still zu sitzen, und ihre Neigung zu Skrofeln wird durch diese Arbeit vermehrt, weil bei derselben die Finger fortwährend mit Wasser befeuchtet werden müssen. Das

wirkt nicht gut, und die junge Mutter gibt dies auch zu. Aber — „was soll man machen? — Die Kinder sind zahlreich, sie wollen Nahrung und Kleidung haben, einen andern Erwerbszweig für sie und für die Kinder gibt's im Thale nicht; der Erwerb des Vaters reicht nicht für alle aus!“ — Die alte traurige Weise!

Nun wollen wir einen Blick in diese andere abgelegene Hütte werfen, so klein, aber so eigenthümlich, als ob ein Kobold sie für sich zur Wohnung gebaut hätte. Und — da kommt er eben selbst zur Thür des Häuschens heraus — nein, nein — erschreckt nur nicht! Zwar sieht er schwarzbraun aus und ist bärtig, fast wie einer der Urbewohner dieser Gegend, wie wir uns dieselben denken — — aber er lächelt ganz gutmüthig und sanft, und begrüßt uns fast wie ein Gentleman. Er ist auch in der That eine Art von Gentleman der Alpennatur, hilft uns artig über den Bergstrom, zeigt uns den bessern Weg unter den labyrinthischen Fußsteigen und begleitet uns selbst unter freundlicher Unterhaltung, indem er uns „les honneurs“ auf seiner kleinen Besitzung macht. Ja, er ist ein Landeigenthümer. Den kleinen Hügel hier hat er mit seinen eigenen Händen umgegraben, und mit Kartoffeln und Bohnen bepflanzt; auch ein kleines Weizenfeld hat er umgegraben und besäet. Er will hier graben und anbauen, bis er den ganzen Hügel in fruchttragendes Land verwandelt hat. Er lebte ganz allein hier oben, war schon alt, erklärte sich aber völlig zufrieden mit seinem Schicksal. Er besaß Kenntnisse, schien fromm und friedsam zu sein — ein glücklicher Mensch!

Nun können wir wieder heimwärtsgehen in unser Thal. Es ist Abend geworden. Sieh, wie die Sonne die nackten Berggipfel im Osten vergoldet, das Rublihorn und die Kuppeln des Mittagberges! Jetzt ist sie verschwunden und — wie schnell dunkelt es nun in dem Thale! Der Friede des Abends kommt über die Menschen und über die Thiere, aber noch erklingen überall die

Chöre der Kuhglocken auf den Bergen. Auch nachdem alles im Thal zur Ruhe gegangen ist, hört man sie noch. Endlich gegen 10 Uhr verstummen auch sie. Das Zirpen der Grillen und das leise Rauschen der Sarine sind die einzigen Laute, die man im stillen Thal von Rossinières noch vernimmt.

Aber wenn das Thal zeitig zur Ruhe geht, so ist es auch frühzeitig wieder in Bewegung. Schon vor 5 Uhr morgens kommen Ziegen und Kühe zum Melken, aus den Hütten fängt es an zu rauchen, und in unserer großen Hütte beginnen alle Thüren zu klappern. Ich richte mich nach dem Leben des Thals, bin frühzeitig auf und abends zeitig im Bett, und das bekommt mir gut!

Die Bevölkerung des Thals ist ein friedliches fleißiges Völkchen, das durch den Ernst und die Ruhe des Thals veranlaßt wird, in die Tiefen der Seele und hinauf zu dem Himmel zu blicken, der über ihnen ruht. Der Gesichtskreis und das Begehrungsvermögen der Bewohner scheint beschränkt wie ihr Thal zu sein. Sie fordern wenig vom Leben, und sind mit dem Wenigen zufrieden, was ihnen dasselbe gewährt. Sie sehnen sich nicht hinaus aus diesem engen Thal, und wenn sie es einmal mit der Ebene und mit den Städten vertauschen, so kehren sie stets wieder dahin zurück. Sie lesen viel während der langen Winterabende, besonders ernste Bücher und Reisebeschreibungen. Religion und Kirche sind ihre wichtigsten Interessen, und sie vermögen über beide wohl Rechenschaft zu geben. Feste haben sie nicht. Religiöse Zusammenkünfte machen ihre vorzüglichste Unterhaltung aus. Heirathen sind selten, und wenn sie vorkommen, so ist dabei mehr das Auskommen als die Liebe in Frage. Die Braut ist häufig älter als der Bräutigam. Die Sitten sind so rein, daß seit länger als hundert Jahren hier kein uneheliches Kind geboren worden ist. Der Gesundheitszustand ist gut, aber die Strohflechterei-Industrie wirkt seit einigen Jahren sehr nachtheilig darauf, besonders

bei den Kindern. Unter den jungen Mädchen habe ich mehrere recht hübsche gesehen, aber die ältern Frauen haben erschreckliche goîtres. *) Doch scheinen sie sich wenig daraus zu machen. Ihre Tracht ist wenig malerisch und die schwarzen Hauben der Frauen sind besonders entstellend. Aber eine gutmüthige Freundlichkeit und Einfachheit mit einem gewissen Ernst verbunden gibt Männern wie Frauen einen angenehmen Ausdruck.

— „Das Volk ist hier nicht besser als anderswo“ — sagte der gutmüthige und denkende Seelenhirt des Thals, Hr. Bechèt, zu mir —, „aber es hat weniger Versuchungen zum Bösen und mehr Veranlassung zu einem ernsten Leben.“

Der größere Theil von Rossinières bekennt sich zur l'église nationale, und nur wenige von seiner Bevölkerung gehören der freien Kirche an, deren bedeutendste Gemeinden in den Thälern von Chaute d'Oex und Les Ormonts sind. Gute Seelsorger aus der alten Kirche sind seit einer langen Reihe von Jahren Rossinières zu Theil geworden und haben äußerst wohlthätig auf den moralischen Zustand der Bevölkerung gewirkt.

Eine meiner englischen Freundinnen unter den Bewohnern des großen Bienenkorbs und ich kamen eines Tages — bei Gelegenheit eines Spaziergangs — in die Nähe einer Hütte, aus welcher wir einen lebhaften Gesang von weiblichen Stimmen hörten. Wir traten leise ein. Wir wußten, daß die Besitzerin der Hütte, Esther Marmillière, tödlich an seinem schweren Knieübel daniederlag. Sie lag halb sitzend in einem saubern Bett. Das ganze Gemach war reinlich, obwol es von Armuth zeugte. Zwei junge hübsche wohlgekleidete Frauenzimmer saßen jede arbeitend an einem Fenster, und bei ihrer Arbeit sangen sie zweistimmig eine Hymne, in welche die Kranke mit einstimmte. Beide waren ihre Töchter, die von

*) Kröpfe.

Lausanne und Vevay, wo sie in Gesindedienst standen, nach Hause gekommen waren, um ihre alte kranke Mutter zu besuchen. Auf unsern Wunsch singen sie den Gesang, den sie bei unserm Eintritt unterbrochen hatten, von neuem an. Der Ausdruck in dem abgezehrten Gesicht der Mutter, die Reinheit und die Kraft ihrer Stimme waren bewundernswürdig, und ebenso sehr war ihr frommer Glaube und ihr Seelenfriede während eines langen und schmerzlichen Todeskampfes zu bewundern. Solche Blüten des geistigen Lebens werden nicht selten in diesen Thälern gefunden und legen ein schönes Zeugniß für die Kirche ab, die sich zur Aufgabe gemacht hat, aus der Gemeinde eine allgemeine Priesterschaft zu bilden. Welch eine Predigt ist das Sterbebett dieser armen Frau!

Unser großer Bienenkorb füllt sich immer mehr mit Gästen aus mancherlei Ländern der Welt. Ganze Pensionsanstalten kamen an, um ihre jungen Mädchen eine oder einige Wochen das gesunde Landleben genießen zu lassen. Während die Mädchen in den Thälern umherwandern, besteigen die Jünglinge die Rücken und Spitzen der Berge und machen lange und wagehalsige Ausflüge; und dann und wann begleitet wol ein junges rüstiges Mädchen ihren Vater oder ihren Bruder auf solchen Gebirgswanderungen und benimmt sich dabei so tapfer, wie der tapferste. Eine große Zahl der hiesigen Gäste besteht aus englischen Familien, die fast immer reich mit Töchtern gesegnet sind. Ich dachte mit einiger Wehmuth an die Zukunft einer Schar von sechs jungen Schwestern in dem Alter von zwölf bis zwanzig Jahren, und wie jede derselben Raum und Wirkungskreis — ohne welche es kein Glück gibt — für sich in der Welt zu finden gedenkt. Eine von diesen Mädchen, meine Nachbarin bei Tische, sehr lang, wiewol sehr jung, mit ernstem Aussehen und einer Brille auf der Nase, erröthend, so oft sie spricht oder so oft sie angeredet wird, scheint mir kein übler Candidat für das Katheder eines Professors zu sein

— — aber. Diese jungen Mädchen beantworteten meine heimlichen „Wenn" und „Aber" praktisch. Hr. Bechèt hatte schon lange eine Sonntagsschule in Rossinières zu errichten gewünscht, und am vergangenen Sonntag verkündigte er von der Kanzel, daß dieselbe nun ihren Anfang nehmen würde; die ganze Kinderbevölkerung — auch Kinder, die kaum reden konnten — strömte mit großer Neugierde in das Schulhaus, und da sah ich denn zu meiner Erbauung meine jungen Mädchen (vier von den obenerwähnten sechs Schwestern und ein paar schöne junge Amerikanerinnen) jede ihren Posten als Lehrerin vor einem Häufchen Kinder einnehmen. Meine schüchterne und erröthende ernsthafte Nachbarin mit der Brille sah ich von zwölf Knaben umgeben, die sie mit vollkommenem Aplomb und mit kindlicher Anmuth, zugleich aber auch mit mütterlichem Ernst unterrichtete.

Der Tag bricht jedoch über dem Leben der Frauen auf Erden an; das enge Thal erweitert sich und der Sprossen werden mehrere; es wird Raum, Arbeit und Lebensfreude genug für alle geben, die redlich suchen und streben. Das sagten mir die jungen Mädchen in der Sonntagsschule zu Rossinières.

Am 24. Juli.

Ich habe meine letzten Wanderungen in den Bergen gemacht. Von oben herab gesehen zeigen sich die Thäler von Chateau d'Oex und Rossinières wie grüne Bassins, auf allen Seiten von hohen Bergwänden umschlossen. Tief unten haben sich kleine zweifüßige Geschöpfe, die sich stolz Menschen nennen, kleine Häuser gebaut — so groß wie Maulwurfshügel, mit Oeffnungen nach der Sonnenseite. Diese Alpen sind von Stufen durchschnitten. Wie hoch man auch steigt, immer findet man noch einen engen, sich windenden Gang zwischen den Bergen; und wenn du

auf der höchsten Spitze eines Berges zu sein glaubst, so findest du eine grasreiche Weide, eine Schweizerhütte, Kinder und Blumen, zuweilen die reizendsten Bosquets von Laubhölzern und Tannen; und dann siehst du neue Anhöhen mit fetten Viehweiden, Kühen und Hütten; und so überall, bis Wald und Weide aufhört und der kahle Berg allein seine kühnen Spitzen und Hörner zum Himmel emporstreckt. Diese Wanderungen sind zuweilen sehr ermüdend, aber unbeschreiblich belebend, und voll von Ueberraschungen und romantischen Naturerscheinungen.

Ich habe das Rublihorn abgezeichnet und Abschied von meinen Bekannten im Bienenkorb genommen, von denen ich nur ein paar ewig angenehme junge Engländerinnen vermisse, frisch und seelenvoll, wie die Alpennatur, die ich zuweilen auf meinen Bergwanderungen mit mir genommen hatte. In einigen Stunden fahre ich nach Chateau d'Oex, wo ich ein paar Wochen hindurch das Leben der freien Kirche im Gespräch mit einem ihrer frömmsten und gelehrtesten Lehrer, dem Pastor P**, studiren will.

Chateau d'Oex, am 26. Juli.

Mein „Chateau" ist gegenwärtig eine kleine Chaumière am Fuße eines grünenden Bergabhangs im südöstlichen Ende des Thals Chateau d'Oex, des größten und bedeutendsten dieser Gebirgsthäler, mit mehreren großen Dörfern und einer wohlhabenden Bevölkerung. Es ist auch bedeutend offener und heiterer als Rossinières. Die pyramidenförmigen Höhen, welche in vielfach abwechselnden Formationen dieses große Bassin umschließen, scheinen etwas niedriger zu sein, und enthalten mehrere kleinere Thäler und Höhen in sich. Die Sarine braust hier breiter und wasserreicher dahin. Mitten im Thale erhebt sich ein hoher runder Hügel. Auf diesem stand früher

der befestigte Thurm, der das Thal beherrschte; jetzt steht darauf eine Kirche in einem Kranz von laubigen Bäumen. Von meinem kleinen Zimmer (das mit seinen drei Fenstern bedeutend wohnlicher und heller ist, als ich es in dem großen Bienenkorb und in der vornehmen Pension zu Lausanne hatte) habe ich eine freie Aussicht über das Thal. Meine Wirthsleute sind — Bauern. Hr. Favrodeoun ist einer von den Aeltesten der freien Kirche. Nachdem er den Tag über seine kleine Ackerwirthschaft besorgt hat, hält er abends Gottesdienst in seinem Hause. Seine Hausfrau — ich wünschte, du könntest sie sehen, die hübsche freundliche Frau, in der einfachen Kleidung der Landleute, aber mit dem Wesen und der Sprache eines fein gebildeten Frauenzimmers — ist die Tochter des frühern Arztes im Thale, und besitzt ein so herzliches Wohlwollen und eine so feine und zartfühlende Aufmerksamkeit, daß man sich äußerst wohlthätig davon berührt fühlt. Ich wünschte, du könntest sehen, wie sie für ihren Mann, für ihre Kinder, für den Haushalt und für die Gäste des Hauses sorgt, still und heiter, als wäre es nur ein Spiel für sie! Sie und ihr Mann gehören einer Klasse der Bevölkerung an, die man häufig genug in der Schweiz, aber nur noch selten in andern Ländern — mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika — findet, die nämlich durch Erziehung und Bildung den höchsten Klassen der Gesellschaft nahe steht, während sie einfach lebt und arbeitet, wie die Landleute.

Meine Wirthin hat heute sehr viel zu thun, denn sie bringt den Eßbeutel für die ganze Familie in Ordnung, die sich morgen zur Jahresversammlung der freien Kirche in den Bergthälern begibt, welche in diesem Jahre bei La Lecherette, einer Hochebene zwischen den Thälern von Chateau d'Oex, Rougemont und Ormont, gehalten wird. Dieser Ort liegt zwei starke Lieues von hier, höher im Gebirge. Dort kommen alle Mitglieder der freien Kirche aus den umherliegenden Thälern zusammen

und halten Gottesdienst unter freiem Himmel. Ja, aber wie sieht der Himmel aus? — Verdrießlich und drohend. Gestern Abend war ein prächtiges Gewitter; heute hat es den ganzen Tag geregnet. Wird es morgen schön, so gehe ich mit den übrigen Bewohnern des Thals zu Fuße hinauf, obwol man sagt, daß der Weg ziemlich mühsam sei. Ich habe mich schon lange und sehr danach gesehnt, einer von diesen Versammlungen beizuwohnen, von denen ich so oft habe sprechen hören und die mich an die ersten, begeisterungsvollen Zeiten der Reformation erinnern, als die neugeborene Kirche aus dem römisch-katholischen Kirchengebäude entstand und ihr Te Deum im freien Felde oder in der Tiefe der Wälder unter dem freien lichtvollen Gewölbe des Himmels sang. Gelingt mir die Reise nach La Lecherette und ist die Sonne mir gnädig, so setze ich meine Fußwanderung bis zu den wegen ihrer Schönheit berühmten Thälern von Comballaz und Ormont fort, und kehre dann wieder hierher zurück. Aber — es regnet und der Himmel hängt voll von Wolken.

Am 2. Aug.

Wieder hier, nachdem — — — doch ich will dir alles hübsch nach der Reihe erzählen. Zuerst und vor allen Dingen von der

Versammlung bei La Lecherette.

Noch um 4 Uhr morgens war das Wetter trübe mit feinem Regen wechselnd, aber um 5 Uhr fingen die Wolken an zu sinken und die Sonne begann die Spitzen der Berge schwach zu beleuchten. Das will sagen: — „der Tag wird schön werden!" — Das ganze Haus war bereits in Bewegung; alles rüstete sich zur Reise nach La Lecherette. Um 6 Uhr bin ich auf dem Wege dahin, begleitet von einer Dienerin des Hauses, einer

tüchtigen und derben Julie, die meine kleine Reisetasche trägt und außer ihrem Namen und ein paar hübschen Augen der romantischen Julie in der „Neuen Heloise" gewiß so wenig als möglich gleicht. Mein Wirth und seine Familie werden sich erst eine Stunde später auf den Weg machen.

Die Wanderung ist herrlich in dieser frischen Morgenluft, unter diesem hellen Himmel. Die Wolken fliehen über die Gipfel der Berge oder sinken in die Bergklüfte hinunter, und ich helfe ihnen mit meinen Blicken dazu. Hier und da sieht man Leute aus den Hütten im Thale kommen und sich auf den Weg nach der Versammlung machen. Mir ist die Muthe, als ob ich Flügel hätte. Aber nun kommt „la montée" (das Bergsteigen) — Uff! — Es geht etwas hart und nicht ohne Pusten und Beschwerde. Meine dicke Julie pustet unter der Last meiner kleinen Reisetasche dermaßen, daß es mir zu Herzen geht. Ich erfahre mit einiger Verwunderung, daß das arme Mädchen eine schwache Brust hat. Ich beeile mich deshalb, einige kleinere Gegenstände aus der Reisetasche zu nehmen, und lasse dieselben in dem Posthause zurück, an welchem wir soeben vorübergehen und in welchem — beiläufig gesagt — der Postmeister eine alte Bauerfrau ist, die dieses Amt seit ihres Mannes Tode mit Klugheit und Gewandtheit verwaltet. Mit leichten Händen und leichtem Herzen wandern wir vorwärts und aufwärts, fortwährend unter Steinen kletternd, und nur dann und wann einmal durch ein kleines Stückchen guten Weg erquickt. Auf einer Seite des Fußsteigs ist ein tiefer Abgrund und in dessen Tiefe ein Bergstrom, auf der andern Seite steigt senkrecht eine Bergwand empor, die hier und da mit Tannenwaldung bewachsen ist. Das Thal wird immer enger und wilder. Hierauf kommt noch eine montée, die eine Stunde lang und äußerst beschwerlich ist; und dann sind wir da, nach einer dreistündigen Wanderung!

Aus dem engen Gebirgspaß tritt man hinaus auf

eine offene, grasreiche Ebene, in der Entfernung von zackigen Gebirgen umgeben und nur sparsam mit kleinen Hütten bestreut. Der Morgenwind weht kühl über das feine, wogende Gras. Dies ist La Vallée des mosses, und der Theil desselben, in welchem wir uns befinden, wird La Lecherette genannt. Wie angenehm ist es, hier auf den weichen Kissen des abgemäheten Grases, das in der Sonne trocknet, auszuruhen und sich in der weiten Gegend umzusehen. Ueber das Feld her sieht man lange Züge von Menschen kommen, die sich zu dem Versammlungsplatz begeben. Und bei allen, welche von den verschiedenen Seiten hier zusammentreffen, sieht man freundliche Blicke leuchten, hört man herzliche Begrüßungen und Fragen: — „Comment êtes vous? — Comment votre mère?" u. s. w. — „Mais, tres joliment! — Mais pas mal!" u. s. w. — Die Bevölkerung der Thäler steht häufig in Verwandtschaftsverhältnissen zueinander, und diejenigen, die sich gegenwärtig hier treffen, haben einander seit der Versammlung im vorigen Jahre nicht gesehen. Unterdessen sieht man die Geistlichen und Aeltesten der Gemeinden sich mit der Wahl und Einrichtung eines geeigneten Platzes zu der bevorstehenden Zusammenkunft beschäftigen. Der Ort, den man diesmal gewählt hat, ist ein kleines Wäldchen, dessen dichte Tannen Schutz gegen die Sonne bieten.

Ich beschäftigte mich noch immer damit, mich in der Gegend umzusehen und die Volksgruppen zu beobachten, die sich im Grase gelagert hatten, um sich miteinander zu unterhalten und zu frühstücken, als ein vierstimmiger Gesang melodisch und kräftig aus der Tiefe des Tannenwaldes emporstieg. Hier hatte sich die aus zwei- bis dreihundert Personen bestehende kleine Versammlung, stehend oder sitzend, unter den Bäumen gruppirt. In ihrer Mitte, auf einem etwas freiern Platze, standen die Geistlichen der Gemeinden, und um dieselben herum die Aeltesten mit ernsten, zuverlässigen Gesichtern. Der Jüngste unter

den Lehrern gab als Hauptthema der Betrachtung die Worte des Apostel Paulus: — „Freuet euch immer!“ — und forderte zur Untersuchung des Grundes zu einer fortdauernden Freude, auch unter den Sünden und Sorgen des Erdenlebens, auf. Als dieser Grund wurde sodann „die freie Gnade in Christo“ erkannt. Der schwarzäugige und schwarzgelockte, und doch so sanfte Venchaud betete ein Gebet voll der innigsten Liebe. Die Aeltesten sprachen dann abwechselnd mit den Geistlichen von der Bedeutung eines wahren vollständigen Lebens in Christo. So ging der Gottesdienst unter abwechselndem Gebet und Gesang fort. Das alles war ganz gut, aber ich vermißte noch immer Leben und Erhebung, ich vermißte insonderheit die gegenseitige Mittheilung geistlicher Erfahrungen, die ich von den Mitgliedern dieser Versammlung, welche nach Verlauf eines ganzen Jahres hier zusammengekommen waren, erwartete. Ich war geneigt, diesen Mangel der Leitern der Versammlung zur Last zu legen, welche mehr darauf bedacht schienen, selbst zu dociren, als die Anwesenden zu Mittheilungen zu veranlassen. Zwischen den gehaltenen Reden entstanden lange Pausen. Um 12 Uhr wurde der Vormittagsgottesdienst geschlossen, und man sammelte sich in Familien und Gruppen, um das Mittagsessen einzunehmen. Das war eine Stunde heitern Geplauders unter Mittheilung des Inhalts der Eßbeutel. Wer keine Reisekost bei sich hatte, wurde von dem, der damit wohl versehen war, zu Gaste geladen. Niemand ging leer aus. Alle wurden wie Gäste bei einer guten Hausmutter bewirthet. Während des Mittagsessens wurde von Gruppe zu Gruppe erzählt, daß ein berühmter geistlicher Redner von Genf ganz unerwartet zur Versammlung gekommen sei. Ich hatte während eines Gesangs beim Vormittagsgottesdienst aus weiter Entfernung eine Stimme rufen hören: — „Ah, da ist die Versammlung!“ (Voilà la réunion!) — und bald darauf war die Versammlung durch die Ankunft einiger Fremden vergrößert

worden, auf die man jedoch nicht besonders Acht gehabt hatte.

Bald nach der einfachen Mittagsmahlzeit begann der Gottesdienst wieder. Nach dem Schluß des ersten Gesangs erhob sich eine Stimme zum Sprechen, deren Energie mich überraschte. Unter den alten Tannenbäumen, auf einer Erderhöhung stand ein hochgewachsener breitschulteriger Mann, dessen ganzes Aussehen etwas Außerordentliches hatte. Die Stirn, unter welcher ein paar tief liegende Augen leuchteten, die Nase, die Kinnbacken traten gewaltig und in unregelmäßigen Umrissen wie Felsblöcke hervor, und durch das volle buschige Haar schien ein Sturmwind gegangen zu sein; — Johannes der Täufer konnte so ausgesehen haben. Das war der berühmte Prediger aus Genf, Herr Berthollet. Von dem Moment an, in welchem er auftrat, beherrschte er die Versammlung, und die ganze Zusammenkunft empfing in ihm ihren Mittelpunkt.

Er begann mit einer Erzählung, wie er, auf einem Besuch in seinem ganz in der Nähe befindlichen Heimatsdorf begriffen, von der beabsichtigten Versammlung bei La Lecherette gehört und sich dahin begeben habe, ohne den eigentlichen Versammlungsort zu kennen. Der aus dem Tannenwald hervorklingende Gesang habe ihm plötzlich diesen Ort entdeckt, und nun müsse er vor allem aussprechen, wie glücklich er sich fühle, daß er sich hier, in dieser Versammlung, zwischen den Bergen, unter Gottes offenem Himmel, befinde, und wolle diese Gelegenheit benutzen, um den Versammelten einige Worte aus der Tiefe seines Herzens zu sagen.

Und nun beschwor er mit einer gewaltigen Stimme voll von wechselndem Ausdruck, seine Arme bald zum Himmel empor, bald gegen die Versammlung ausgestreckt, die Anwesenden, „an die letzte Stunde zu denken, an den dunkeln Fluß, zu welchem alle kommen müßten, um sich für die letzte Fahrt bereit zu halten. Denn wie früher

einstmals niemand über den Jordan gelassen worden sei, der das Wort «Schibbolet» nicht richtig habe aussprechen können, so würde am Tage des Jüngsten Gerichts niemand in das Himmelreich eingelassen werden, der den Namen «Jesus» nicht richtig aussprechen könne. Und dabei sei die Rede nicht etwa blos vom Bekenntniß der Zunge, sondern von dem Bekenntniß des Herzens und Lebens". Hierauf folgte eine Rede, so reich an Anekdoten und Erzählungen aus England, aus der Schweiz, aus Hindostan, Novaja Semlja, Canada, vom Cap, mit einem Wort aus allen Ländern der Welt, von den Wundern des Christenthums, Erzählungen von Bekehrungen, von christlichen Sterbebetten, von Erlösung der Seelen aus tödlicher Angst — dies alles durchwebt mit feurigen Bitten und Ermahnungen, „daran zu denken, sich zum Herzen zu nehmen, zu dem Erlöser zu kommen, jetzt, in diesem Augenblick zu ihm zu kommen", und alles von einem rauschenden Strom geistlicher Beredsamkeit getragen, daß sie wahrhaft — — bewundernswürdig war. Hier war ein Volksredner von echtem Schrot und Korn und wahrhaft befähigt, die Seelen aus ihrer Schlaffheit und Lethargie zu reißen. Unter den bald schlagenden, bald rührenden Anekdoten, die er aus seinem Füllhorn über die Versammlung ausgoß, erinnere ich mich ganz besonders der folgenden, die er auf eine unübertreffliche Weise erzählte.

Vor einigen Jahren zeichnete sich unter den sogenannten Straßenpredigern in London ein Mann Namens Rowland Hill besonders aus. Eines Tags kam die reiche und weltlich gesinnte Lady Erskine über einen Platz gefahren, auf welchem Rowland eben predigte. Sie sah den Volkshaufen, der sich um den Prediger gesammelt hatte, ließ ihren Wagen halten und fragte, was es hier gäbe. Man antwortete ihr, daß es Rowland Hill sei, der zum Volk spräche. Sie hatte von ihm sprechen hören, stieg neugierig, ihn selbst einmal predigen zu hören, aus dem

Wagen und begab sich, von ihrer Dienerschaft begleitet, zu dem Volkshaufen. Dieser öffnete sich und machte der vornehmen Lady Platz. Allein ohne sich durch sie stören zu lassen, rief Rowland: — „Meine Freunde, hier kommt eine Seele, die an den Meistbietenden versteigert werden soll!“

Das Volk stutzte und lächelte — diese vornehme reiche Lady an den Meistbietenden verkauft! Lady Erskine trat näher, und Rowland Hill fuhr fort: — „Ich sehe drei Käufer, die auf sie bieten wollen. Der erste heißt die Welt. «Wohlan! Was willst du geben, Welt, für diese Seele?» — Die Welt antwortet: — «Vergnügungen, Schmeicheleien, Zerstreuungen und Feste zu allen Tagen ihres Lebens!» — «Alle Vergnügungen und Zerstreuungen werden vorüber sein, während diese Seele noch besteht, denn sie kann nicht sterben. Es ist zu wenig, was du bietest, o Welt; du kannst sie nicht bekommen!» — Hier kommt der andere Käufer; es ist der Teufel. — «Wie viel, Satan, willst du für diese Seele geben?» — «Alle Macht und Herrlichkeit der Welt!» — «Aber alle Macht und Herrlichkeit der Welt wird vorüber sein, während diese Seele noch besteht. Du kannst sie nicht bekommen, Satan, du bietest zu wenig!» — Jetzt meldet sich der dritte Käufer an. — «Ah, du bist es, Herr Jesus Christ; ich erwartete nicht weniger von dir. Was bietest du für diese Seele?» — «Meinen Frieden in diesem Leben und nach demselben die ewige Seligkeit!» — «Nimm sie, Herr, nimm sie, sie ist dein, denn mehr kann niemand bieten!»“

Berthollet fügte noch hinzu, daß Lady Erskine von diesen Worten so ergriffen worden sei, daß sie die darin liegende Weissagung zur Wahrheit machte, ihr weltliches eitles Leben aufgab und eine der vorzüglichsten Stützen der englischen Kirche wurde.

Die Versammlung im Tannenwald hatte sich allmählich um Berthollet zusammengedrängt. Die Frauen saßen in

einem Halbkreise zu seinen Füßen, ihre sanften Gesichter mit einer Art von Staunen nach ihm emporgerichtet oder unter stillen Thränen zur Erde niedergesenkt. Die Männer standen rings herum zwischen den Bäumen des Waldes mit vorgeneigten Häuptern. Soweit das Auge in den Wald zu dringen vermochte, erblickte man lauschende ernste Gesichter, über deren kräftige Züge dann und wann der Ausdruck tiefer Rührung ging. Als der Redner verstummt war, sang die Versammlung mit Leben und Wärme:

— „O, wie lieblich sind auf den Bergen die Füße derer, die den Sündern deine Gnade verkünden, o Herr!"

Berthollet hatte sich niedergesetzt und stützte die Stirn auf seine Hände. Noch zweimal erhob er sich wieder, redete nochmals zu der Versammlung, und nach dem schönen Lobgesang:

„Wenn die Zeiten ihren Lauf beendet
Und die Dinge der Vergänglichkeit
Dem Unendlichen gewichen sind",

nahm er das Wort zum letzten mal, um ein Gemälde der Zeit aufzurollen, wann alle erschaffene Wesen, im Reiche der Herrlichkeit Gottes vereint, in den Lobgesang auf den Versöhner der Welt einstimmen werden.

In den Pausen zwischen dem Gesang und den Reden hörte man das leise Rauschen des Waldes und das Summen von Millionen kleiner Insekten, die auch ihrerseits, nach ihrer Weise, an der Feierlichkeit theilnahmen. Durch die wankenden Zweige der Tannen blickte der Himmel sanft und hell hernieder — — — es war eine Stunde vollendeter Schönheit und Harmonie, eine Stunde unaussprechlicher Innigkeit und Ahnung von dem Zustand der Vollendung! — Aber von der Versammlung abgewandt, die gewaltige Stirn gegen den Stamm einer Tanne gepreßt, die er umfaßt hielt, stand der Redner, fast selbst überwältigt von den Worten, durch die er seine Zuhörer erschüttert hatte; die Adern an seinen Schläfen

waren hoch angeschwollen, und man konnte die Pulse schlagen sehen!

Noch ein Gesang, noch ein Gebet des Dankes und der Geistliche der Gemeinde erklärte die Versammlung für aufgelöst. Still und herzlich nahm man Abschied voneinander, und alle eilten, jeder seiner Richtung nach, während die Sonne noch hoch stand, um vor dem Einbruch der Dunkelheit ihre entlegenen Thäler und Hütten zu erreichen. Begleitet von einem jungen Hirten, den man mir zum Führer gegeben hatte, setzte ich meinen Weg durch La Vallée des mosses und nach La Comballaz fort, woselbst ein unternehmender Landmann ein kleines Hotel eingerichtet hat, in dem ich die Nacht zuzubringen beabsichtigte.

Der Weg führte über weichen, zuweilen sumpfigen Wiesenboden, und ich konnte mich in guter Ruhe mit meinem Begleiter unterhalten, einem hübschen und freundlichen jungen Mann aus dem Thal Ormont Namens Emanuel Isabel. Es war ein Mitglied der freien Kirche und sprach sich freimüthig und verständig über den Geist und die Bedeutung derselben aus. Im vergangenen Winter war das Thal Ormont mehrere Monate hindurch ohne Seelsorger gewesen — ich weiß nicht mehr genau, aus welchem Grunde —, aber die Gemeinde hatte den Gottesdienst und die Angelegenheiten der Kirche durch ihre Aeltesten und durch diejenigen, welche sich diese zu ihrer Unterstützung gewählt hatte, in der vollständigsten Ordnung verwalten lassen. Jeden Sonntag hatte einer der Aeltesten ein Stück aus der Heiligen Schrift vorgelesen und dann anstatt des Geistlichen zur Gemeinde gesprochen; zuweilen hatte auch eines der jüngern Mitglieder den Auftrag erhalten, etwas aus der Bibel vorzulesen und darüber einige Worte zu sprechen. Er — Emanuel Isabel selbst — war dazu mehr als einmal berufen worden. — „Man sieht wohl" — fuhr der junge Mann mit strahlendem Blick fort — „daß diese Kirche eine

wirkliche Kirche ist, da sie sich selbst durch Gottes Wort und Geist so regieren kann." — Er sah jedoch die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Studien für die höchsten Leiter der Gemeinden ein, um dieselben vor Irrlehren zu bewahren, und sie vorwärts zum Licht und zur Wirksamkeit zu führen u. s. w.

La dent du midi und mehrere Spitzen der savoyischen Alpen erhoben sich schneeweiß und glänzend am Horizont vor uns, als wir nach La Comballaz kamen. Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen. Hier nahm ich Abschied von meinem freundlichen Begleiter, der durchaus keine Belohnung für seine Begleitung von mir annahm. In dem kleinen netten hölzernen Hotel erhielt ich ein kleines Stübchen mit einer großartigen Aussicht auf die Alpen, und eine Stunde später saß ich an einem großen Tisch inmitten einer eleganten Gesellschaft, und erquickte mich mit einer guten Tasse Thee und dem köstlichen Rahm-Crême, das unter allen Leckerbissen der Welt wol der größte, aber auch zugleich der gesundeste ist.

Ich hatte mir vorgenommen, am folgenden Tage meine Wanderung nach Ormont fortzusetzen. Aber die Aussicht vom Dent du midi, der in der Morgendämmerung in seiner ganzen zackigen Pracht gegen den vollkommen wolkenfreien Himmel abglänzte, und die eigenthümliche Schönheit des Thals von La Comballaz hielt mich den ganzen Tag zurück. Da wanderte ich früh und da wanderte ich spät, besuchte die Hütten, ruhte an den Bergabhängen auf duftenden Hügeln von Münze und Thymian, betrachtete die großartigen Aussichten, trank Luft, Lebensfrische und Schönheit des Daseins und dachte, wie so manches andere mal:

— „O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf ein Mensch zu sein!"

Der Tag war herrlich. Das Thal La Comballaz wird durch zwei grünende Bergabhänge gebildet, zwischen denen ein Bergstrom, die Ravalette, dahinbraust, tief

in wilden Klüften gebettet. Das Thal selbst ist von hohen Felsenwänden eingeschlossen, aber im Norden und im Süden ist die Aussicht offen, und die südliche Aussicht ist eine der großartigsten. Bei einer Spazierfahrt um einen grünbewaldeten Hügel am Ende des Thals sieht man gleichzeitig die Gletscher Les Diablerets, die sich über das Thal Ormonts erheben, die savoyischen Alpen südwärts in einem prächtigen Amphitheater, und weiter unten in der Ferne fällt der Blick in das Rhonethal, dessen Ortschaften und Gebäude man unterscheiden kann. La Comballaz soll das höchstgelegne unter den bewohnbaren Gebirgsthälern dieser Gegend sein. Und auch bei diesem herrlichen Juliwetter war hier die Luft des Morgens und des Abends so kalt, daß man wirklich fror.

Am nächsten Morgen zeitig ließ ich meinen Shawl und meinen Regenschirm im Schutze des Wirths von meinem kleinen Hotel zurück, und machte mich auf den Weg, nichts als meinen Sonnenschirm und einen kleinen Beutel mit ein paar Birnen und einigen leichten, aber unentbehrlichen Toilettengegenständen mit mir nehmend. Kein Wölkchen war am Himmel und die Luft so rein und belebend, daß sie mich gleichsam trug. Ich fühlte meinen Körper nicht. Ein Stück Wegs wurde ich von einem Pastor L** begleitet, einem freundlichen Mann, mit dem ich am vorhergegangenen Abend Bekanntschaft gemacht hatte. Eine Unterhaltung über kirchliche Gegenstände hatte uns zusammengeführt und wurde nun während unserer Morgenwanderung fortgesetzt. Er war ein geborener Franzose, besaß die Leichtigkeit und Gesprächigkeit des Franzosen, gehörte der schweizerischen Staatskirche (l'église nationale) an, und bekämpfte den kirchlichen „Individualismus". Ich hörte ihm mit Vergnügen zu, denn ich höre stets gern verschiedene Ansichten von Kundigen verfechten, und kann mit der Prinzessin in Goethe's „Tasso" sagen:

— „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen!"

Und ich freue mich auch, daß ich zuweilen durch ihren Beistand die Dinge ein wenig besser verstehen lerne, als sie selbst.

Die Aussichten über die Alpennatur waren über alle Beschreibung prächtig in dieser hellen Morgenluft. Als wir aus der Schattenseite des Berges heraus in die sonnenbeglänzte Seite, den Les Diablerets gerade gegenüber, gekommen waren, wandte mein artiger Begleiter um, um nach La Comballaz zurückzukehren, während ich mit leichtem Sinn meinen Weg ganz allein fortsetzte, der nun abwärts zu führen begann und immer freiere Aussichten in das grüne schattenreiche Thal Ormont hinab darbot.

Vor dreißig Jahren reiste ich in einem bedeckten Wagen durch die Schweiz. Wie glücklich pries ich damals in meinem Herzen den kleinen zerlumpten Savoyarden, der barfuß und frei in den Bergen herumwandern konnte, wie er wollte; wie innig wünschte ich an seiner Stelle zu sein! — Und jetzt — — ging ich — — nicht barfuß — — aber so leicht und frei wie er! — Es dauerte indessen zwei gute Stunden — und das Wandern in der zunehmenden Sonnenhitze wurde ziemlich ermüdend, ehe ich das neuerbaute Pfarrhaus im Thal Ormont erreichte und darin, bei dem jungen Pfarrer Lerèche und seiner liebenswürdigen jungen Gattin, in ihrem kühlen Vorsaal ausruhen und mich mit frischem Wasser, Wein, Kirschen u. s. w., die mir mit dem herzlichsten Wohlwollen angeboten wurden, erquicken konnte. Nicht weniger erquickend war für mich der Anblick dieses schönen jungen Paares, für welches augenscheinlich

„des Morgens Thau noch auf dem Leben lag“,

und für welches die Wirklichkeit des Lebens jetzt die schönste Idylle war. Sie waren erst seit vierzehn Tagen verheirathet und wohnten seit zehn Tagen hier. Beide waren jung, gut, schön, wohl begabt; sie liebten einander, sie sollten zusammenleben und wirken im Schose dieser frischen, großartigen Natur. O, man sage doch ja nicht, daß die

Erde ein Jammerthal sei. Unter diesen dunkeln Schatten, welche lichte schöne Bilder!

Noch eine Stunde lang wanderte ich, ehe ich nach le Creux gelangte, eine Vertiefung des Thals, in welcher ein kleiner Bauernhof, von Laubgehölz und Rasenhügeln umgeben, mitten in einem wahren Kolosseum von Urgebirgen liegt, gekrönt von den beiden Eisthürmen Les Diablerets. Aus ihren Eismauern von 200 Fuß Tiefe brechen Ströme hervor, die „la grande Eau" bilden, welches das Thal durchrauscht und dann abwärts fällt, um die Wellen der Rhone zu schwellen.

Der Besitzer des Bauernhofs, allgemein Père Ansermey genannt, gehört zu den beliebtesten und geachtetsten Aeltesten der freien Kirche. Er hat einige Stuben in seinem Chalêt für Fremde, welche die heißen Sommerwochen in diesem kühlen Thal zubringen wollen; und hier war mir ein Zimmer bereit gehalten worden. Hier wohnten für den Sommer mehrere Frauenzimmer aus verschiedenen Ländern, aus der Schweiz, aus Deutschland, England und Schottland, aber alle so gut und so wahrhaft gebildet, daß sie wie ein wahrhaftiger Kranz von Schwestern lebten. Sie nahmen mich wie eine Schwester auf, kamen meinen Wünschen auf die liebenswürdigste Weise zuvor, und gaben mir das beste Zimmer im Hause, das beste unter allen; — ich kann gar nicht beschreiben, wie gut und wohlwollend sie waren! — Und manches gute ernste Gespräch habe ich mit ihnen im Schatten des Dachs unserer Hütte oder bei unsern Wanderungen im Thal gehalten. Ganz besonders interessirte mich die nähere Bekanntschaft mit Père Ansermey, der ein wahres Prachtexemplar von einem christlichen Bauer ist. Er bleibt gegenwärtig zu Hause infolge einer Beschädigung, die er sich vor einigen Monaten zugezogen hat, als er sein Haus ausbesserte und vom Dach herunterstürzte. Er hat deswegen seiner Frau und seinem Sohn die Aufsicht über das Vieh oben im Gebirge überlassen,

während er mit seiner Tochter — einem hübschen tüchtigen Mädchen und zugleich unserer Wirthin — hier unten im Thal für das Hauswesen und für eine Kuh sorgt, die ein Bein gebrochen hat. Père Ansermey wartete blos auf seine Kuh, um sich mit derselben ins Gebirge zu begeben. Er ist ein großer kraftvoller Mann zwischen funfzig und sechzig Jahren mit einem prächtigen Gesicht und ein Paar der schönsten und ausdruckvollsten Augen, die ich jemals bei einem Mann gesehen habe.

Zu einer Zeit, da ich ganz allein mit ihm war, fragte er mich mit einer fast unsichern, aber milden und innigen Stimme, ob ich — „Jesum lieb hätte"; und als ich „Ja!" antwortete, wie verklärte sich da sein Gesicht, wie glänzten da seine Augen! — Er erzählte mir darauf die Geschichte seiner eigenen Bekehrung, welche die Folge eines stillen innern Kampfes zwischen einem äußerlichen, nicht besonders erbaulichen Leben und einem Ideal der Vollkommenheit war, das immer kräftiger in seiner Seele aufstieg. Dieser Kampf erreichte seinen Höhepunkt, als eines Abends bei einem Tanzgelage, welches in eine blutige Schlägerei ausartete, Ansermey sich plötzlich sagen mußte: — „Denke, wenn jetzt der Herr Jesus hereinträte!" — Dieser Gedanke und diese Stunde wurden entscheidend für Ansermey. Er hing die Geige, auf der er zum Tanz aufzuspielen pflegte, an den Nagel und rührte sie zu diesem Zweck nicht wieder an. Er misbilligte auch unschuldige Vergnügungen — deren Vertheidigung ich nun übernahm — keineswegs; aber er war der Meinung, daß die Jugend ihre kostbare Zeit doch auf bessere Dinge verwenden könne.

Abends hielt Père Ansermey Gottesdienst in unserm kleinen Kreise, wobei er ein Kapitel aus der Heiligen Schrift vorlas, ein Gebet hielt und dann mit seiner Tochter das Lied oder die Lieder (les Cantiques) anfing, die jemand von den Anwesenden gesungen zu hören wünschte. Sie wurden vierstimmig und oft ausgezeichnet gut von

unserer kleinen Gemeinde gesungen. Ganz besonders freute mich die Musik und der Text einer Cantique, die auch A. Vinet vorzugsweise geliebt haben soll und die mit den Worten anfängt: — „Gott der Wahrheit, dem allein ich diene!" — Als ich eines Tages Père Ansermey's Stimme rühmte, die von einer ungewöhnlichen Stärke und Reinheit ist, rief er ganz erfreut: — „Ja, das ist wahr, ich habe eine schöne Stimme!" — Abends, wenn er aus der Heiligen Schrift vorgelesen hat, wiederholt er einen oder zwei Verse von dem Vorgelesenen, indem er hinzusetzt: — „Das sind schöne (oder gewichtige) Worte; Gott gebe uns die Gnade, daß wir sie richtig erfassen!" — Zuweilen bleibt er nach dem Vorgelesenen aus der Schrift eine Weile ganz still, wie in stummem Gebet. Welch eine lebendige Antwort ist dieser Mann auf die Behauptung der römischen Kirche, daß Leute aus dem Volk die Heilige Schrift nicht verstehen oder sich durch deren Licht nicht leiten lassen könnten!

Die Thäler Ormonts — das obere und das untere — werden für die schönsten unter den waadtländischen Gebirgsthälern gehalten, und sind es auch in der That durch die Menge ihrer laubreichen Höhen und frischen Bergströme, durch ihre zahlreichen aufsteigenden, grünen Terrassen und durch ihre große Ausdehnung. Die Bevölkerung ist schöner und lebhafter als die der übrigen Thäler. Die Bewohner der Ormonts sind wegen ihrer witzigen Einfälle und wegen ihrer Neigung bekannt, das Leben und die Menschen von der heitern Seite aufzufassen. Allein mehr als in den übrigen Thälern vermißt man hier die meisten Bequemlichkeiten oder vielmehr Nothwendigkeiten des Lebens. Brot (mit Ausnahme einer ganz groben Art desselben), Fleisch u. s. w. müssen aus einer Entfernung von zwei Stunden hierher geschafft werden. Unter diesen Umständen muß man in der That darüber erstaunen, daß unser Tisch immer so gut versehen und dessenungeachtet der Preis so billig gestellt ist — drei Francs für den Tag!

Drei Tage verbrachte ich hier, und darunter auch einen Abend bei den idealglücklichen und liebenswürdigen jungen Gatten in dem neuerbauten Pfarrhause. Interessante Züge aus dem Innersten des menschlichen Lebens gaben unsern Gesprächen Bedeutung, während die Sonne, die Alpen und die Wolken vor unsern Blicken eines jener Schauspiele aufführten, die man zuweilen um vieles Geld erkaufen möchte, die aber die Natur an jedem Abend unentgeltlich gewährt. Am Morgen des vierten Tags hatte sich Père Ansermey schon vor Tagesanbruch mit seiner Kuh ins Gebirge hinauf begeben, und bevor noch die Sonne die Spitzen von Les Diablerets beglänzte, ergriff ich meinen Wanderstab — meinen kleinen Sonnenschirm — und machte mich in Begleitung meiner neuen Freundinnen auf den Weg nach La Comballaz. Dort trennten wir uns, aber die dankbare Erinnerung an mehrere dieser liebenswürdigen Damen wird sich nie von mir trennen. In Gesellschaft einer hübschen zehnjährigen ländlichen Sylvie setzte ich meinen Weg nach Chateau d'Oex fort. Ueberall auf der Hochebene des mosses wurde Gras gemäht, und noch nirgends habe ich einen so feinen und schönen Graswuchs gesehen. Die Blüten des Grases wehten im Luftzuge wie ein durchsichtiger Flor, wie ein Rauch. Die Ebene sah reich und heiter aus. Noch erblickte ich hinter mir die savoyischen Alpen, und kühlende Lüftchen von ihnen streiften erfrischend über die sonnengebadete Ebene dahin. Nach ein paar Stunden Wegs über dieselbe war ich müde und hungerig, und vermuthete, meine kleine Sylvie würde beides ebenfalls sein. Und siehe da! Gerade hier, nahe am Fußsteig, liegt eine Hütte, aus welcher eben einige Männer mit Sensen in der Hand traten. Eine Frau mit einem gutmüthigen hausmütterlichen Gesicht stand in der Hausthür. Ich fragte sie, ob sie mir etwas zum Mittagsessen geben könnte. Sie wüßte nicht — gab sie zur Antwort — ob sie etwas hätte, was ich essen könnte. — „Hast du Eier?“ — Nein! — „Kar-

toffeln?" — Ja, aber nicht gekocht. — „Milch?" — Ja! — „Brot und Butter?" — Ja! — „Das ist ja herrlich! Da haben wir alles, was wir brauchen!" — Wir gehen in eine kleine, saubere, kühle Hütte, in deren Stube ein kleiner dicker Junge in seiner Wiege liegt und schläft, von einer kleinen hübschen Julie bewacht. Die junge Mutter breitet ein schneeweißes Tuch über den Tisch und bringt gutes Brot, ausgezeichnet schöne Milch und andere vortreffliche Hirtenkost herbei, die von mir und Sylvie mit großem Appetit verzehrt wird. Während dieser Zeit gibt die junge Mutter ihrem dicken Jungen zu trinken und unterhält sich mit ihm nach mütterlicher Weise. Es war das fünfte Kind, das sie säugte. Die freundliche hübsche Frau schien ebenso fromm als glücklich zu sein, wollte durchaus keinen Preis für die Mahlzeit bestimmen, die sie mir vorgesetzt hatte, und nahm mit großem Dank die kleine Bezahlung an, die ich ihr anbot.

Das Herabsteigen an diesem heißen Tage war äußerst mühsam. Kohlschwarze Wolken zogen sich in Massen über den Bergen hinter uns zusammen, und der Donner fing bereits an zu rollen. Erschrocken verließ mich meine kleine Sylvie auf der Hälfte des Wegs. Den übrigen Theil des Wegs legte ich bei sehr drohendem Himmel zurück, gelangte aber nachmittags 5 Uhr in mein Thal und in meine Wohnung, nachdem ich an diesem Tage über sechs Lieues zu Fuße gegangen, aber dessenungeachtet nicht sehr müde war. Meine gute Wirthin pflegte mich auf die zuvorkommendste Weise, brachte mir Thee und bereitete mir ein Fußbad, und nun — wie gut ist es, daß ich hier in meiner gemüthlichen Wohnung bin, während ein Donnerwetter über Berg und Thal losbricht und der Regen herabströmt! Das Rollen des Donners klingt entsetzlich, aber der Blitz soll äußerst selten im Thale einschlagen.

Am 11. August.

Diesmal schlug er aber doch ein und verzehrte ein ganzes Gehöft mit Scheune und Ställen, das einem jungen Ehepaar und deren bejahrten Aeltern zugehörte. Dieses Unglück erregte allgemeine Theilnahme, und einer von den Aeltesten der Kirche hielt infolge dieser Veranlassung in der gestrigen Abendversammlung einen vortrefflichen Vortrag darüber. Eine der schönsten Einrichtungen der freien Kirche ist gewiß das Amt der Aeltesten und deren thätige Theilnahme an allen kirchlichen Angelegenheiten. Sie sind für den Geistlichen eine wahre Stütze und Hülfe bei seiner Thätigkeit für die Gemeinde. Aus der Unterhaltung mit ihnen habe ich sowol Vergnügen als Erbauung geschöpft. Diese Landleute haben eine Frische in ihren Gedanken und in ihrem Ausdruck, eine Eigenthümlichkeit, die dem Gegenstand, der eben in Frage ist, etwas Neues und gleichsam Ursprüngliches zuführt. Ein wahrhaft gesunder Verstand ist ihre Stärke. Ihre Hausfrauen und Töchter dagegen widmen sich äußerst thätig der Pflege der Armen und Kranken in der Gemeinde. Sie haben auch besondere Zusammenkünfte für Gebet und Arbeit.

Am 13. Aug.

Nach einem Aufenthalt von etwas mehr als zwei Wochen in diesem stillen Thal bin ich nun im Begriff, es zu verlassen, um in Gesellschaft mit Hrn. Penchaud eine Reise in das Berner Oberland und in die waldstädter Cantone zu unternehmen, wo Bevölkerung und Sitte ihren ursprünglichen Charakter noch beibehalten haben sollen. Es ist besonders Schwyz, die Wiege der Eidgenossenschaft, dem meine Reise gilt. Dort will ich den Grütli besuchen, und meine Erinnerung an dieses schweizerische Heldengedicht beleben. Und im Haslithale will

ich nach den Spuren des schwedischen Volksstamms forschen, der nach einer alten Ueberlieferung dort eingewandert sein und dem Schweizervolk seinen Namen und Charakter gegeben haben soll.

Wie ein stiller Sommertag sind diese Wochen vorübergegangen. Ich habe Freiheit und Frieden genossen, lange Wanderungen in der Umgegend unternommen, das Volk in seinem stillen Leben betrachtet, und auch an seinen Beschäftigungen theilgenommen. Die Frauen sind bewundernswürdig in ihrem Fleiß, ihrer Ordnung und Häuslichkeit, und dazu in ihrem sanften und freundlichen Wesen. Jedes von diesen Gebirgsthälern hat seine eigenthümliche Fraueninduſtrie. In Rossinières flechtet man Stroh, in Chateau d'Oex klöppelt man Spitzen, stickt und näht man Kleider. Die Hauptindustrie der Thäler ist jedoch Viehzucht und Käsebereitung. Um diese Zeit begegnet man beständig Pferden, die mit ungeheuern Käsen belastet, von den Weideplätzen im Gebirge herabkommen. Diese Käse werden in die Städte gebracht, wo sie unter dem Namen fromages Gryières verkauft und weiter in die Welt hinausgeführt werden.

Ich habe bereits mehreres über die Lichtseite des Lebens in diesen Thälern gesagt; nun muß ich auch etwas von dessen Schattenseiten sagen. Zu diesen gehören die dumpfen Zwistigkeiten und Zänkereien, die, wenn sie einmal zwischen Personen oder Familien entstanden sind, wie Würmer in stehenden Gewässern fortleben und zuweilen bis zum Tod fortdauern. Dazu gehört auch die Schwermuth, die sich nicht selten der Gemüther bemächtigt, und dann gewöhnlich die Farbe religiöser Scrupel, der Furcht vor dem Jüngsten Gerichte u. s. w. annimmt, und manchmal sogar bis zum Selbstmord führt. Oefter jedoch wird dieser Zustand durch den tröstenden Zuspruch der Geistlichen und Brüder und durch die Versicherung der freien Gnade in Christo gehoben. Die Arbeit ist auch ein treuer und naher Freund, die den Schwermüthigen seinen Grü-

beleien entreißt; denn niemand ist hier vermögend genug, um der Arbeit überhoben zu sein. Die ersten Ansiedler in diesen Thälern, der fromme Mönch Columban und seine Brüder, scheinen denselben Gepräge und Beispiel in einem Leben voll Gebet und Arbeit gegeben zu haben.

Von der freien Kirche habe ich hier genug gesehen und gehört, um sie hochzuschätzen, als eine Station auf dem Wege der Bildung von Gemeinden, zu einem „allgemeinen Priesterthum", innerhalb dessen jedes Individuum oder jede Person ein selbstbewußtes, selbstverantwortliches Organ des kirchlichen Lebens ist. Und das ist gut, sehr gut. Aber das ist mir auch klar geworden, daß ihr Standpunkt eigentlich blos im Verhältniß zur Staatskirche ein höherer ist, und daß sie selbst keine tiefere Auffassung von dem Grundprincip und der Zukunft des Protestantismus besitzt, ja, daß sie sich von allen höhern wissenschaftlichen Fragen fern hält und sehr vieles aus der Kirche ausschließt, was eine wahrhaft allgemeine Kirche nicht ausschließen, sondern aufnehmen und heiligen sollte. Meine freie Kirche, meine Kirche der Zukunft ist sie nicht; dazu ist sie zu exclusiv und zu stillstehend, noch zu sehr an den Buchstaben gebunden. Meine Kirche, an die ich glaube, die ich suche, ja, in welcher ich bereits in der Tiefe meiner Seele lebe und anbete, ist diejenige, in welcher die Verschiedenheit gewisser Dogmen und Formen diejenigen nicht trennt, die in derselben höchsten Liebe verbunden sind. Meine Kirche ist diejenige, an deren Hochaltar Fenelon und Channing, François de Sales und August Hermann Francke, Hildebrand und Luther, Washington und Vinet, St.-Brigitta und Florence Nightingale zusammen anbeten und lobsingen können; aus deren weiten Tempelgängen niemand ausgeschlossen ist, der das höchste Gut ernstlich sucht und liebt, mag er nun Lao-tseu, Zoroaster, Buddha, Sokrates oder Spinoza heißen! — Habet verschiedene Abtheilungen und Kapellen in der Kirche, wenn ihr so wollt,

ja, es muß sogar ungleiche Glieder, näher und ferner stehende Organe in einem großen Organismus geben; — aber habet darin auch ein Allerheiligstes, in welchem alle, in der Liebe zu Gott und zu seinem Reich vereinigte Geister sich um „Ein ewiges Evangelium, das verkündigt wird allen, die auf Erden wohnen" *), versammeln können. Jede andere Kirche ist für mich zu eng und entspricht der Idee des Protestantismus nicht. Diese Idee, den Grundgedanken des Protestantismus, hat die protestantische Kirche sie vollständig begriffen und erfaßt? — Und worin besteht der höchste und einfachste Ausdruck derselben? — So habe ich seit langer Zeit schon mich und andere gefragt. Man hat geantwortet — wenn man etwas geantwortet hat: — „Die Grundsätze des Protestantismus sind: die Rechtfertigung lediglich durch den Glauben an die freie Gnade in Christo und die unmittelbare Berührung der Seele durch die Heilige Schrift, der Quelle aller Wahrheit, mit Gott, dem ewigen Urquell derselben."

In diesen beiden Hauptsätzen des Protestantismus werden die römisch-katholischen Lehren von der Rechtfertigung durch äußere Werke und von der Kirche als einer äußern Anstalt und als einer Autorität zwischen Gott und den Menschen, mit dem göttlichen Rechte des Bindens und Lösens und mit der ausschließlichen Gewalt, die Seelen zu Gott zu führen, widerlegt. Aber hat der Protestantismus in diesen Sätzen auch seinen innersten Grundsatz, sein Ursprungswort ausgesprochen? — Was gibt dem Protestantismus das Recht, zu protestiren? — Man erwidert: — „Gottes Wort in der Heiligen Schrift!" — Aber was gibt der protestantischen Kirche das Recht, dieses Wort auf eine andere Weise, als die Mutterkirche, zu erklären! — Es ist der ewige Ruhm des Protestantismus, die falschen und schädlichen Lehren der römischen Kirche bekämpft zu haben; es ist sein unsterbliches Verdienst,

*) Offenbar. Joh. 14, 6.

die Heilige Schrift aus dem Haufen von Menschenwust, unter welchem sie begraben lag, hervorgezogen, sie für alle Menschen zugänglich gemacht und damit der Christenheit von neuem eine Quelle geöffnet zu haben, aus welcher die erste christliche Gemeinde ihr Leben und ihre Begeisterung getrunken hat. Die Christenheit sah nun den lebenden, geschichtlichen Erlöser hier wieder. Sie konnte nun fragen, hören, von ihm selbst und von seinen Aposteln lernen. Menschliche Vermittler: Päpste, Priester, Concilien, drängten sich nun nicht mehr zwischen ihn und sie. Alle Menschen konnten seine unmittelbaren Jünger werden, alle konnten die „Worte des ewigen Lebens" unmittelbar von ihm empfangen! — So jubelte die junge, gegen die römische Kirche protestirende Gemeinde — und mit Recht. Denn dieser Gewinn war unaussprechlich groß!

Die heiligen Schriften in die Hände des Volks gebracht zu haben; wie diese, gelehrt zu haben, daß nicht von äußern Werken, sondern nur von dem Glauben des Herzens das höchste Wohl oder Wehe der Menschen abhängt — das erscheint mir als das größte Werk Luther's und der Reformation. Das war auch der letztern reine Errungenschaft und zugleich die Quelle einer unendlichen Fortentwickelung. Aber gerade im Beginn dieser Entwickelung, als die neugeborene Kirche sich bilden sollte, entstanden Schwierigkeiten und Widersprüche, welche sie — — — in sich selbst zersplitterten. Man weiß es wol: — Gottes Wort in der Heiligen Schrift sollte allein der Grund und die Richtschnur der neuen Kirche sein. Aber nun traten die neuen Jünger, jeder mit einer Heiligen Schrift in seiner Hand auf, und keiner verstand und erklärte die seinige völlig übereinstimmend mit den andern. Die Baumeister der Kirche konnten sich über deren Bau nicht vereinigen. Jeder wollte auf seine eigene Weise bauen. So entstanden verschiedene Kirchen und Sekten, die, wenn sie auch in der Hauptsache übereinstimmten, doch Verschiedenheiten genug unter sich

fanden, um damals — und auch noch heute — einander als Feinde zu bekämpfen.

Die römische Kirche triumphirte und rief: — „Wo ist denn nun eure Kirche? — Wo ist denn eure Einheit, wo euer alles zusammenhaltender „Mittelpunkt"? — Und so ruft sie noch heutzutage. Der Protestantismus antwortet, wie wir eben angeführt haben; aber er fühlt insgeheim, daß seine Antwort nicht ausreicht, und sucht eine vollständigere, indem er sich nach seiner höhern Einheit umsieht, überzeugt, daß sich dieselbe finden muß, aber — — — habe ich unrecht, wenn ich sage, daß sie bisjetzt noch nicht gefunden oder noch nicht begriffen worden ist?!

Ach! Ich habe viel gefragt und geforscht, ich bin über Land und Meer gefahren, ich habe in Büchern gesucht und bei Menschen angefragt, um Auskunft darüber zu empfangen, um eine gute, vollständige, ausreichende Antwort zu erhalten, eine Antwort, durch welche man den Spötter zum Schweigen, den Zweifler zum Ueberzeugtsein bringen, und selbsteigen mit hellem und beruhigtem Herzen davongehen könnte. Denn die Frage gilt nicht dem Grund des Protestantismus allein, sondern überhaupt dem Grund jeder menschlichen Weisheit; sie gilt dem Recht der Menschen, d. h. der Fähigkeit der Menschen, die Wahrheit zu fassen, in den höchsten Fragen, in denen, die ihr Gemüth, ihr Wohl oder Wehe am innigsten berühren, selbst etwas zu bestimmen und zu beschließen! — Und ich suche und frage noch immer. Doch nicht mehr ganz so, wie früher. Tief in dem Innersten meiner Seele sehe ich seit einiger Zeit ein Licht dämmern und vernehme ein Wort — — — ich vernahm es bereits in meiner frühesten Jugend, mächtig, aber dunkel; und später, als die Nebel des Lebens und die Qualen des Herzens dieses Licht auf lange Zeit verhüllt hatten, habe ich es wieder und immer wieder wie ein himmlisches Gestirn durch diese irdischen Wolken blicken sehen, und jetzt — — — jetzt

bin ich in die Schweiz gekommen, um es klarer erfassen zu lernen.

Morgen setze ich meine Reise in die Urheimat der Freiheit des Schweizervolks und an den Ursprung der Rhone fort. Vielleicht helfen mir beide Orte, das Ursprungswort des Protestantismus zu finden!

Lebt wohl, ihr friedlichen Thäler! Ihr guten, einfachen, herzlichen Menschen, lebt wohl!

Dritte Station.

Das Haslithal und die schwedische Einwanderung. Rosenlaui. Grimsel. Trübe Aussichten. Der Ursprung der Rhone. Die Waldstädte. Grütli und seine Helden. Leben in Schwyz. Zwei Typen des Conservatismus. Ein Sonntag auf Rigi. Nikolas de Flue. Leben in Zürich. Einsiedeln, dessen Wallfahrer und Lehrer. Zwingli. Mein Aufenthalt in Zürich. Abreise nach Basel. Die Missionsanstalt und die Missionare.

Meiringen, Oberhasli, am 21. Aug.

„Je mehr man sich den hohen Alpen nähert, desto mehr wird die Seele von ungewöhnlichen Gefühlen beim Anblick der Größe der Natur ergriffen. Der Gedanke an die Erschaffung derselben, die um unzählbare Jahrhunderte älter als der Mensch ist, und ein gewisser Eindruck von ihrer unerschütterlicher Festigkeit läßt nur mit Wehmuth das Flüchtige unserer körperlichen Existenz damit vergleichen. Aber dabei erhebt sich der Geist, als wenn er der Majestät dieses Naturlebens einen höhern Adel entgegensetzen wollte.

„Unter solchen Betrachtungen gelangt man nach Oberhasli, und indem man auf Fußwegen, die häufig von düstern Abgründen unterbrochen und manchmal wie zer-

rissen sind, dahinwandert, stets aufwärts steigend, stets überrascht durch großartige Erscheinungen, läßt man die Region der Fruchtbäume hinter sich, kommt durch Tannenwälder und gelbe Gentianen in eine Region, in welcher Alpenrosen und die kleinen aromatischen Blüten auf den Weideplätzen wachsen, und gelangt endlich zu den steilen Abhängen, bei denen ein schlüpfriger und gefahrvoller Rasenrand der Weide der Heerden, wie der Neugier der Menschen ihre Grenze zu setzen scheint. Denn weiter oben lasten unermeßliche Massen von Schnee auf der lebenden Natur, und Eis im Alter von vielen tausend Jahren verschleiert die Jungfrau, das Finsteraarhorn, Wetterhorn und Schreckhorn, die einsamen Pyramiden dieser Alpenkette. Unter einem Gewölbe von Eis stürzen die hellen Gewässer der Aare hervor. Nach allen Richtungen hin, soweit der Blick nur dringen kann, ist alles Eis; ungeheure Krystalle glänzen in der Tiefe; selten nur sieht man eine Gemse durch diese Eiswüste fliehen, selten einen Lämmergeier über diesen Felsen kreisen; menschliche Füße haben zwar einige Fußwege angelegt, aber in einer Ausdehnung von mehreren Meilen kann man keine Spur eines Menschentritts entdecken. Leicht wird der Wanderer von den Spalten des Eises verschlungen, und wenn dies geschieht, erscheint er, von dem beständig fortrückenden Eis mit fortgeführt, zuweilen nach mehreren Menschenaltern unbeweglich mitten unter Eis und aufgehäuften Massen wieder. So liegt die Erde todt bis La Gemmi. La Gemmi erhebt sich nackt und von der Zeit verwittert. Hier macht der Anblick jener giftigen Pflanze*) einen angenehmen Eindruck, denn sie ist eine Botin des Pflanzenlebens. Von den hohen Regionen des Daubersee und der Engsten Alp führt ein Weg, bald über Felsen, bald durch Strombetten — abwärts, an einer

*) Aconitum napellus. Die Pflanzen haben auf hohen Bergen eine ganz andere Kraft, als in der Ebene.

nackten Felswand hin bis nach Adelsboden. Zwischen diesem langen Eisthal und dem Thunersee, im Schose der Berge, die sich vom Niesen und Stockhorn westwärts erstrecken, indem sie nach dem Lemansee hinabsteigen, liegt das Oberland, ein Labyrinth von unzähligen Thälern, durch welche die Sarine, die Simme, die Kander, der Ergstellenbach und die beiden Lutschineflüsse, von unzählbaren Gebirgsbächen geschwellt, ihre wilden, ungleichen Wogen in die Aare oder in den Thunersee führen. Aber oben in den höchsten Regionen, wo nur Gras wachsen kann, trifft man Hirten mit ihren Heerden, während Asiens fruchtbare Gebirgshöhen verödet sind, denn diesem Erdtheil fehlt das Glück des Oberlandes — — — die Freiheit!"

So weit, liebe L**, habe ich zu deiner und meiner Erbauung die Schilderung des Oberlandes von Johannes von Müller angeführt; denn ich bekenne, daß ich gänzlich irr in diesem Alpenlandlabyrinth bin, das der kräftige Schweizer mit sicherm, wenn auch mit etwas schwerfüßigem Schritt durchwandert; ich wäre nicht im Stande, dir gleich einer neuen Ariadne einen leitenden Faden durch dieses Labyrinth zu geben. Ich kann dir blos ein und das andere Bild daraus zeigen, indem ich den Faden meiner Erzählung fortspinne. Ich erblicke an demselben verschiedene Erinnerungsknoten, und bei diesen will ich mich und dich ein wenig aufhalten.

Der erste Knoten führt mich zu dem Anfang dieser Ausflucht selbst, an den Fuß meiner waadtländischen Gebirgsthäler, in das Thal von Gessinay, und zu einem in dem dasigen kleinen, aber vortrefflichen Wirthshaus mit zwei guten jungen Gatten verlebten Abend zurück, die sich hier trennen mußten, der Mann, um mein Begleiter auf dieser Reise zu werden, die Frau, um in ihre Gebirgsheimat und zu ihren kleinen Kindern zurückzukehren. Aber bis hierher hatte die junge Gattin und Mutter ihren Gatten begleiten wollen. Und an diesem Abend waren

wir äußerst glücklich zusammen, dieses junge Paar und ihre ältere Freundin, glücklich im Zusammenleben der Herzen und Seelen. Mitten unter den Alpen und diesen Eisfeldern thut es dem alten Herzen wohl, sich durch solche Erinnerungen vom häuslichen Herd zu erwärmen. Aber nun mußten wir vorwärts, weiter auf die Reise. Und vorwärts geht es, an diesem frühen, schönen Sommermorgen, durch die Thäler Gesseneys und der Simme. Nach allen Richtungen hin öffnen sich großartige Scenen mit

„hohen Bergen und tiefen Thälern",

und längs des Wegs, auf dem wir ziehen, rollt der Zwei-Simmefluß seine wilden Wogen, zuweilen in schäumendem Fall, dahin.

Die menschlichen Wohnungen sind klein und erscheinen noch kleiner im Schos dieser Riesenmutter. Aber eine berner Hütte — wir sind jetzt im Canton Bern — ist eine prächtigere Wohnung, wenigstens in Bezug auf das Aeußere, als eine Hütte im Canton Waadt. Die berner hat Schmuckwerk, Schnitzereien und hölzerne Galerien, oft recht eigenthümlich; und auf den Galerien stehen Blumentöpfe. Prächtige rothe Nelken steigen an ihnen empor oder hängen von ihnen herab in leuchtenden Bouquets, und mitten darunter sieht man den „Vater" sitzen, die Nachtmütze auf dem Kopf und die Tabackspfeife im Munde, und die „Mutter" in schmucker berner Tracht, mit diesem oder jenem beschäftigt. Die Leute sehen wohlhabend aus, und ein Schweizerhaus mit seinem großen Dach gleicht einem großen Vogel mit bunten Federn, der seine Jungen mit schützenden Flügeln bedeckt.

Allmählich wird das Thal enger und gewissermaßen leerer, idyllischer; aber es nimmt bald wieder großartige Verhältnisse an, indem es sich nach der Ebene zu öffnet, in welcher der Thunersee in einem grünenden Kranze, umgeben von den Eisriesen des Oberlandes, liegt. Nochmals — reise nach Thun, wenn du kannst, und reise

von dieser Seite aus dahin; ich glaube nicht, daß du etwas Großartigeres und Schöneres auf dieser Erde sehen kannst. Mich erinnerte die Aussicht an eine ähnliche in Schweden, an die Aussicht über den Wettersee mit Jönköping an dessen Ufer, wenn man aus dem Waldpaß Ostgothlands herabkommt. Aber dort hast du keine schneeigen Alpen zum Hintergrund.

Noch nie habe ich einen wunderbar schönern Abend zugebracht, als den letzten am Strand des Thunersees. Der Föhn, der Sirocco der Schweiz, hauste unruhig in den hohen Bäumen von La Chartreuse, und ein heftiges Unwetter, das sich zusammengezogen hatte, entlud sich in Blitzen, die auf allen Seiten um uns her flammten, und zwar ohne allen Donner und blos von einigen Tropfen Regen begleitet. Als wir nach der Stadt zurückkehrten, hatte sich der Himmel geklärt, die Glocken erklangen aus der kleinen Stadt, und wie ein Bote des Friedens trat der Mond aus der großen Wolke hervor, die sich nun hinter die Alpen zurückzog. Wir erwarteten für den folgenden Tag Gewitter, und die Physiognomie des Himmels versprach während des Vormittags nicht viel Gutes; aber um die Mittagszeit verschwanden die Wolken, und die Fahrt über den Thunersee war schön wie eine Scene aus „Fouqué's Zauberring". Auf dem Verdeck stehend, schloß ich von Zeit zu Zeit die Augen, um die unvergleichliche Lieblichkeit der Luft, durch die ich zu fliegen glaubte, gewissermaßen inniger zu fühlen und zu genießen; und wenn ich die Augen wieder öffnete, siehe, da flog ich in der That durch den ätherhellen Raum den glänzenden schneeweißen Bergen zu, die in stiller Höhe hervortraten und uns Frische entgegenathmeten. Alle Gegenstände glänzten, aber wie durch einen durchsichtigen Gazeschleier, ähnlich dem, den der „indianische Sommer" über die Landschaften Nordamerikas ausbreitet. Es glich einem Feenschauspiel, es war bezaubernd schön. Man wollte nicht sprechen, sich nicht bewegen, man wollte nur

sehen und empfinden. Mein Freund und Reisegesellschafter empfand, wie ich, und alle übrigen an Bord, glaub' ich, ebenfalls; denn es herrschte ein allgemeines tiefes Stillschweigen. Und die Luft war still, der See lag wie ein Spiegel.

Durch liebenswürdige Gastfreundschaft wurde mir der Reiz dieses zweiten Besuchs am Thunersee noch erhöht. Du lieber See, du liebe Stadt, du großartige Natur — ich werde eurer nie vergessen!

Bei Interlaken war die „Saison" in voller Blüte. Alle Hotels waren überfüllt. Die große Promenade wimmelte von eleganten Damen und Herren; man hätte sich auf einen pariser Boulevard versetzt glauben können, aber ringsumher läuteten die Kuhglocken in Chören und erinnerten daran, daß man sich in einem Schweizerthal befand. Die Zahl der Gäste in dem kleinen Interlaken war gegenwärtig bis zu 500 Personen gestiegen.

Wir fuhren nach dem Gießbach. Eine Beschreibung dieses schönen Wasserfalls — ein Gedicht in mehreren Strophen — können dir andere besser als ich geben. Das Dampfboot, über den Brienzersee, war mit Reisenden überfüllt, und ich konnte nicht eher ein Plätzchen zum Sitzen erlangen, als bis ein Bauer weiterrückte und mir ein freundliches Zeichen gab, mich neben ihn zu setzen. Auf einer Bank ihm gerade gegenüber saß seine Hausfrau. Beide waren Landleute aus dem Canton Wallis, schlicht gekleidet und von unschönem Aeußern; aber sie hatten etwas unbeschreiblich Mildes und Gutmüthiges in Stimme, Wesen und Art. Sie erzählten mir, daß sie von einer Wallfahrt nach Einsiedeln zurückkämen, welche sie infolge eines Gelübdes unternommen hatten, das sie vor einigen Jahren, als ihr einziger Sohn einen Fuß gebrochen, gethan hatten. Er war vollständig wieder genesen, und die guten Aeltern hatten nun dankbar ihre Wallfahrt ausgeführt und kehrten zu Fuße wieder in ihre Heimat Wallis zurück. Sie waren über den St.-Gott-

hard gegangen. Während ich mich mit den guten mittheilsamen walliser Landleuten unterhielt, sangen vier Bauermädchen in berner Festkleidung verschiedene Rances des Vaches des Landes, wie „Les Armallis de Colombette" u. s. w. Sie hatten frische und reine Stimmen, und ihr Jodeln klang wie von Glasglocken. Nach dem Singen ging die Hübscheste von ihnen mit einem Teller herum, sah aber dabei so bescheiden, so freundlich und doch so ernst aus, daß man sehr gern diese Gelegenheit benutzte, um ihr und ihren Schwestern zu danken.

Nochmals besuchte ich das Lauterbrunnenthal, nochmals sah ich den Riesenfall Schmadribach, der mich fast erschreckt hätte, als ich ihn zum ersten mal aus weiter Entfernung in der Abenddämmerung sah. Seine schäumende, schmuzigweiße Wassermasse sah im vollen Tageslicht und in der Nähe nicht schöner und nicht weniger gefährlich aus; aber ich hatte jetzt die Sonne und einen Freund bei mir, und empfing von dem Undinethal nur einen großen und stillen Eindruck. Während die zahlreichen Bäche des Thals rieselten und murmelten, und der Schmadribach in der Ferne dumpf donnerte, hielten mein Freund und ich in diesem großen Naturtempel unsern stillen Gottesdienst. Auf einem grünen Hügel sitzend lasen wir Vinet's Rede über die „Verklärung" und eines von Monod's „Adieux" — diese Abschiedsworte, mit denen der edle Märtyrer auf seinem Schmerzenslager Abschied von seinen Freunden und von der Welt nahm, dabei aber auch sein Andenken und seinen christlichen Glauben ihnen mit einer Kraft einprägte, welche keine seiner Reden von der Kanzel in diesem Grade gehabt hatte:

„Then they speak truth who breath their words in pain." *)

Als A. Monod sich von der grausamen Krankheit

*) „Denn Wahrheit sprechen die, deren Worte in Schmerzen gesprochen werden." Shakspeare.

ergriffen fühlte, die seinem Leben in seinen besten Jahren ein Ende machte, trauerte er darüber, daß seine Thätigkeit auf diese Weise unterbrochen wurde; er hatte gehofft, „gerade jetzt etwas dauernd Gutes für die Kirche ausrichten zu können". Könnte er doch sehen, wie seine Abschiedsseufzer sein schönstes, vielleicht sein dauerndstes Werk geworden sind!

Der Tag, den wir im Undinethal zubrachten, war mein Geburtstag, und besser hätte ich denselben nicht begehen können.

Ueber den Brienzersee reisten wir nach Meiringen, und hier sitzen wir auf einem hohen weit ausgedehnten Plateau mitten in einem Kranz von Alpen, von deren nächsten Spitzen mehrere Wasserfälle in die Ebene herabstürzen. Hier der Reichenbach, am reichsten an Wasser und romantischer Schönheit, dort der dreiarmige Alpenbach, der im Frühling durch seine Ueberschwemmungen gefährlich wird. Wir sind in Ober-Hasli, in derselben Gegend, in der sich früher eine schwedische Colonie niedergelassen haben soll. Ich habe heute Morgen den Pastor Immer, einen gelehrten und verständigen Mann, der schon seit langer Zeit in diesem Thale wohnt, besucht, um mir von ihm mittheilen zu lassen, was ihm etwa über diesen Gegenstand bekannt ist. Selten habe ich mich mit einem angenehmern und verständigern Mann unterhalten, selten habe ich aber auch einen so freundlichen Mondschein aus einem Vollmondgesicht glänzen sehen. Die Tradition, welche den Gegenstand unserer Unterhaltung ausmachte und seit den ältesten Zeiten vom Vater auf den Sohn übergegangen ist, lautet folgendermaßen:

„Es gab einst ein altes Reich hoch oben im Norden im Lande der Schweden und Friesen. Da entstand eine Hungersnoth. Zu dem Aeußersten getrieben, traten die Gemeinden zusammen und faßten nach geschehener Abstimmung den Beschluß, daß jeder zehnte Mann aus dem Volke das Land verlassen sollte. — Diese riefen nun Gott an,

daß er ihnen ein Land gleich ihrem Vaterland zeigen sollte, wo sie sicher von jeder tyrannischen Gewalt ihre Heerden in Frieden weiden könnten. Da führte Gott sie in das Land Brochenburg, wo sie Schwyz bauten." *)

Da die Chroniken des Mittelalters Schweden ebenso wie Schwyz mit dem Namen Suecia belegen, so hielt man Schweden für das nördliche Land, von welchem aus diese schweizerische Provinz bevölkert worden ist. Da jedoch der Pastor Immer bekräftigte, was ich schon früher gehört hatte, daß das Volkslied, durch welches diese Tradition vorzüglich aufbewahrt wird (und von welchem ich eine Abschrift erhalten habe), sich auf eine schriftliche Urkunde **) gründet, die in ihrer gegenwärtigen Form gewiß nicht weiter als bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreicht, und daß keine andern schriftlichen Documente über diesen Gegenstand haben aufgefunden werden können, so nahm ich mir vor, eine andere Spur zu suchen. Ich fragte nach den Tauf- und Familiennamen in der Gegend, nach den Sitten, Gesängen und alten Gebräuchen, besonders bei Hochzeiten u. s. w., und was mir der Pastor Immer darüber mitgetheilt hat, will ich hier zusammenstellen.

— „Man hat hier" — sagte mir der Pastor Immer — „bei Hochzeiten eine Sitte, die ich nirgends in der Schweiz gefunden habe, nämlich daß während der Hochzeitsmahlzeit die Aeltern und auch die Gäste dem Brautpaare Geschenke theils an Vieh, theils an Geld geben. Das Volk liebt Musik und starke körperliche Uebungen. Es ist ein heiteres, gutmüthiges, braves Volk, voll Gottesfurcht, aber an die Existenz von Kobolden und dergleichen Naturgeistern, an Beschwörungen und an Zauberei glaubend. Es liebt die Freiheit über alles ***), glaubt fest und voll

*) Vgl. Johannes v. Müller's „Schweizergeschichte".

**) Der Land-Uhrbahr.

***) Wie echt schwedisch alle diese Züge sind, muß jeder be-

an seine schwedische Abstammung, und die Gebildetern darunter interessiren sich sehr für Schweden und hören gern etwas Neues von dort." — So weit der Pastor Immer.

In dem ostfriesischen Gesange (der besonders in Ober-Hasli viel gesungen wird) werden „Schweden und Ostfriesland" zu Nachbarländern gemacht, und es ist ein „Oberst Schwitzerus", der von Schweden aus die Auswandernden anführt, die mit allerlei Viehheerden über den Rhein ziehen und in das gute Land „Brochenburg" kommen, in welchem sie sich niederlassen.

Während meines Aufenthalts im vergangenen Sommer in Gottland*) hörte ich eine dort verbreitete Tradi-

---

kennen, der den schwedischen Volkscharakter näher kennt. Unter den alten Namen in den Kirchenbüchern konnte ich keine schwedischen wiedererkennen. Aber die Gleichheit in der Tracht der Frauen, und besonders im Kopfputz, mit der in gewissen schwedischen Provinzen überraschte mich. Es scheint mir für diejenigen, welche dazu besser befähigt sind als ich, der Mühe werth zu sein, die Spuren weiter zu verfolgen, welche sich in den Sitten, Gebräuchen und Sagen der Haslibevölkerung finden lassen. Man sollte dabei vorzugsweise in den Häusern und bei den Frauen, den treuesten Bewahrerinnen der Volksüberlieferungen, sei es in Bezug auf Sagen oder Kleidertrachten, nachfragen.

*) Der waadtländische Archäolog Hr. Troyon hat mich ersucht, Nachforschungen darüber anzustellen, ob in Schweden und „besonders in Gottland" die Kinder bei gewissen Spielen Ausdrücke gebrauchen, welche den nachstehenden gleichen:

In Schwyz:

Einige, beinige, pumperti,
Tissi, Tassi, numen-u-i,
Hättibrot, ninder der Notte,
Zechegfange-zöll zaller-erst dus-se si.

Im Canton Waadt:

Enik, Benik, top, tê
Triff, Traff, kom me
Akdbrö, Sinknö,
Finn, Fane, tousse house.

tion aus den ältesten Zeiten von einer Auswanderung des zehnten Theils der Bevölkerung wegen einer großen Hungersnoth erwähnen.

Das Haslivolk ist schön und erinnert mich sehr an die Bevölkerung von Blekingen. Ich habe eine alte Frau in ihrem eigenthümlichen Kopfputz abgezeichnet, und verlasse nun diese schwedische Colonie, um mich in die „Waldstädte" zu begeben; ob aber über Bruneck oder Furka, das hängt noch von dem Barometer und von dem Rath des Pastor Immer ab. Beide sehen jedoch bedenklich aus. Es wäre nicht hübsch, bei häßlichem Wetter nach der Grimsel und zu dem Glacier du Rhone zu kommen.

Bevor ich das Haslithal verlasse, muß ich doch ein paar Worte von Rosenlaui, dem schönen Eispalast in der Nachbarschaft, sagen, zu welchem Hr. Penchaud und ich gestern wanderten, und zwar unter einer angelegentlichen Unterhaltung über — — — das Gewissen, die mir diese Wanderung doppelt interessant machte. Penchaud ist nämlich gegenwärtig damit beschäftigt, über diesen innern Richterstuhl eine Abhandlung zu schreiben, deren ungewöhnliche Tiefe und deren Werth nur seine eigene

---

In Bern:

Aenige, bänige, doppel de
Trifel, Trafel, trummer me
Acherbrod, Zinter noth
Zinter Dfanne dusse g'stande.

In Basel:

Aenige, bänige, doppel de,
Dichel duchel domme
Ankebrod, in der noth
Zinne Pfanne dusse stoht.

In Solothurn:

Aendi, bundi doppede,
Divi davi domini,
Ackerebro, Zinereno
Dfanne, Teller dusse stoth.

große Bescheidenheit und seine Selbstkritik zu verkennen vermag. An diesem Morgen, beim Licht der Sonne, auf dem romantisch wilden, aber schönen Wege drangen wir tiefer in die Frage ein: — „Was enthält das Gewissen?" — Ich sehe und ahne in diesem Allerheiligsten der Seele einen reichern Inhalt, als Penchaud, der vor allem das Gewissen als ein moralisches Auge, als conscience morale betrachtet.

Wir wurden durch den Gletscher Rosenlaui unterbrochen, der mit einem mal in überraschender Schönheit vor uns stand, in demselben Augenblick aber auch einen kalten Luftstrom aussandte, der weniger angenehm war. Man nennt den Rosenlaui einen glacier de salon und einen glacier de dames, theils seiner Schönheit, theils seiner Zugänglichkeit halber. Mich überraschte er durch seine Menschengestalt. Der Felsen Rosenhorn, hoch oben in der Mitte, gleicht dem Kopf; über den Schultern fällt auf beiden Seiten ein schimmernd weißer Eismantel herab. Die thurmähnlichen Felsen Wellhorn und Engelhorn steigen auf den entgegengesetzten Seiten des Bergthrons, auf welchem die Eisriesin seit Jahrtausenden sitzt, empor, und zwischen denselben zeigt sie ein ungeheures Knie, reich drapirt von dem Eismantel, aus dessen tiefen Falten ein ungeheuerer Fuß auf die Bergebene tritt. Dieser Fuß ist es, um welchen sich die menschlichen Besuche bewegen. In die tiefen Draperien, die auf denselben niederfallen — Eiscabinete und Eisgänge bildend — gucken die Besuchenden hinein und wieder heraus, spielen „Versteckens" miteinander, und blicken dann mit Verwunderung zu dem großen Knie empor, das 100 Fuß über ihren Köpfen ist. Die schöne blaue Farbe in den tiefen Falten oder Wänden des Gletschers hat man auf vielfache Weise, aber bisher noch nicht befriedigend, zu erklären gesucht.

Es war in der That schön an diesem Nachmittag, obgleich der Himmel trübe war und bald sowol den

Gletscher als dessen Besucher in einen Regenschleier hüllte. Mehrere Fremde waren, von dem kleinen Wirthshause aus, mit uns zusammen hinaufgestiegen. Die Damen gingen voran, zogen ihre Handschuhe aus, legten vorsichtig ihre warmen Hände an die Eiswände und guckten in die Eiscabinete hinein. Die Herren thaten desgleichen, und wagten sich auch höher hinauf, wohin der aus eigener Machtvollkommenheit sich selbst ernannte Wächter und Wirth des Gletschers sie einlud; denn er hatte Stufen in das Eis gehauen, und man konnte mit Hülfe derselben weiter hinauf und in die tiefern Regionen des Eismantels klimmen.

Aus der Tiefe des Gletschers fallen Cascaden; die gewaltigste derselben stürzt unter dem großen Knie hervor, wie aus einem Gewölbe, und fällt etwas weiter unten mit betäubendem Getöse in die Tiefe hinab, zwischen Felsen, die kein Auge ermißt und an denen man hinunter zu blicken schaudert.

Die meisten Reisenden machten ihren Besuch recht kurz ab. Sie kamen, sahen und — kehrten um. Allein ich fühlte mich durch diesen Besuch im Regen so wenig befriedigt, daß ich meinem Reisegefährten vorschlug, in dem kleinen Wirthshaus in der Nachbarschaft des Gletschers zu übernachten, in der Hoffnung, daß uns der morgende Tag Sonnenschein und damit auch Gelegenheit geben werde, die Schönheit des Rosenlaui bei vollem Lichte zu sehen.

Wir waren die einzigen Gäste, die hier über Nacht blieben, und wurden dafür am nächsten Morgen durch den hellsten Sonnenschein belohnt. Bei dessen Licht wanderten wir wieder zu dem Gletscher hinauf. Der Rosenlaui strahlte in blendender Pracht. Es war eine Augenweide, seinen weißen Schneemantel in der Sonne glänzen zu sehen, und drinnen in den gewölbten Cabineten die schimmernden tausendjährigen Krystallwände, die schönen, verschiedengestaltigen Eisbildungen zu betrachten. Sonder-

bar war es, daß die blaue Farbe in den tiefern Falten gegenwärtig, da der Himmel blau und hell war, weniger tief und durchaus nicht schöner erschien, als bei dem grauen Himmel des gestrigen Tags. Aber die Eiswände waren heller und durchsichtiger.

Während wir schauend hier standen, kam eine prächtig gekleidete Dame, in einem Lehnsessel von vier Männern getragen, an. Sie stieg aus, näherte sich dem Gletscher, legte ihre Hand auf das Eis, guckte in die Oeffnung unter dem Knie hinein und fragte: — „Ist das alles?" — „Ja!" — antworteten ihre Träger. — „Oh!" — rief sie, wandte der prachtvollen Riesengestalt den Rücken, setzte sich wieder in ihren Lehnsessel und ließ sich weitertragen. Hr. Penchaud und ich blieben bei dem Eisberg, bis wir dessen Bild uns klar in Sinn und Gemüth eingeprägt hatten, und wanderten dann wieder nach Meiringen, indem wir so lange, wie es uns nur möglich war, auf den Rosenlaui zurücksahen, der uns mit seinem blendenden Eisgang gewissermaßen das Geleite gab.

Grimsel, am 23. Aug.

Nebel, Regen und Schnee umwirbeln uns hier, und mit der Reise nach den Quellen der Aare und der Rhone sieht es schlimm aus. Aber wir sind bei gutem Muth, und nicht ohne Vergnügen betrachtete ich heute Morgen den frisch gefallenen Schnee rings um uns; denn er erinnerte mich an den schwedischen Winter und an die frischen lebensstarken Gefühle, die er mir so oft gewährt hatte, wenn ich durch sausende Tannenwälder und über glitzernde Schneefelder gewandert oder gefahren war. Aber hier in der Steinwüste der Grimsel ist alles so kalt, hart, einsam und schrecklich. Soweit das Auge reicht, kein Baum, nicht einmal ein Busch, nur Felsen, Steine und zwischen

Schneefeldern einige dürre Grasplätze. Scharen von Ziegen, unter Steinen und Klüften umherkletternd, sind das Einzige, was die Landschaft belebt.

Der Morgen des gestrigen Tags brach nach einer Nacht voll heftigen Unwetters herrlich an, und herrlich war die Reise durch die grünen, fruchtbaren Alpenthäler von Meiringen längs der Aare auf dem Wege nach Handeck. Erde und Himmel, Berge und Blumenmatten glänzten in der aufgehenden Sonne, die Luft war krystallhell, rein und frisch, wie — — nur Alpenluft sein kann. Ich genoß sie in einem Lehnstuhl sitzend, zum ersten mal in meinem Leben getragen, und zwar von zwei jungen Bauern aus Meiringen, die mehr Lust zu haben schienen, mit mir zu laufen, als zu gehen, und mir dadurch das angenehme Gefühl gewährten, eine leichte Bürde für sie zu sein. Mein Freund, Hr. Penchaud, ging zu Fuß wie ein echter Montagnard mit seinem Ränzchen auf dem Rücken, und genoß das Wandern und die Bergluft mit Herz und Seele. Vor uns ging der ehrliche Gaspard — ein Bekannter seit Meiringen — mit unserer Bagage in einem großen Korbe auf dem Rücken. So ging die Reise aufwärts, immer aufwärts, von Terrasse zu Terrasse, von Ebene zu Ebene, durch üppig grünende Thalstrecken, in denen Hütten äußerst angenehm auf grünen Matten am Fuße von Felsen lagen, zwischen denen Schneeriesen hervorblickten. Brausende Ströme, größere und kleinere, stürzen sich von den Höhen herab in die Aare, deren schäumendem Lauf wir fortwährend folgen, bald auf ihrem rechten, bald auf ihrem linken Ufer, indem wir über kleine Brücken oder Stege, die sehr wenig sicher aussehen, bald herüber= bald hinüberpassiren. Es ist eine Reihe von wilden pittoresken Scenen, ohne große Aussichten, aber reich an überraschenden Bildungen in Felsen, Wäldern und Wasserfällen, in ziemlicher Nähe. So bis La Handeck. Hier, im Wirthshaus, essen wir in Gesellschaft vieler anderer Reisenden recht gut zu Mittag, und gehen

dann aus, um den berühmten Chute de l'Aar in Augenschein zu nehmen.

Hier ist es, wo die Aare, nicht weit von ihrer Wiege (in einem Gletscher oberhalb der Grimsel), sich zwischen Felsen in einer Tiefe von 200 Fuß herunterstürzt. Im Fallen selbst trifft diese wild aufgeregte Wassermasse mit der Silbercascade des Oerlenbachs, der von einem Gletscher auf dem Oerlenberg herabkommt, zusammen, beide vereinigen sich und stürzen unter betäubendem Tosen hinunter in die Tiefe, aus welcher eine dichte Wolke von Wasserstäubchen emporsteigt. Um die Mittagszeit — gerade als wir dort waren — warf die Sonne einen strahlenden Regenbogen über die dunkle Kluft, durch welche der Wasserfall herabstürzt, und dieser wölbte sich in wahrhaft blendender Pracht über dem dunkeln Felsengrund. Der Wind wehte heftig auf der Brücke über dem Wasserfall und trieb den Wasserstaub auf uns. Bestäubt davon, aber entzückt, verließen wir dieses großartige, wildschöne Schauspiel, um unsere Reise fortzusetzen.

Von Handeck an wird die Gegend immer wilder und öder. Die Bäume hören auf, der Pflanzenwuchs nimmt ab, die Berge werden immer steiler, Steinblöcke bedecken den Boden, das Leben scheint allmählich dahinzusterben, Nur das Gletscherwasser braust immer gewaltiger, geschwellt von Gebirgsströmen aus den Eisfeldern und Seen hoch oben in den Bergen. Der prächtige Gelterfall scheint sich aus den Wolken selbst herabzustürzen. Nach allen Richtungen hin begegnet das Auge in der Höhe nur Felsenspitzen und Eismassen. Die wilden Wasserstürze der Aare nehmen zu, je näher man ihrem Ursprung kommt. Auf mehreren Stellen haben sie sogar die Brücke weggerissen. Die Leute sind in voller Arbeit, um dieselbe wiederherzustellen; einstweilen helfen sie mir in meinem Tragsessel über und durch die brausenden Fluten — ich weiß kaum wie, und komme kaum dazu, mich zu fürchten. Dann und wann begegnen mir Karavanen von Herren und Damen

zu Fuße, zu Pferde oder in Tragsesseln. Diese Züge mit den langen Alpenstöcken der Wanderer und den flatternden Gewändern und Schleier der Damen sehen äußerst malerisch aus, obwol es nichts weniger als angenehm ist, denselben auf den zuweilen gefährlichen schmalen Wegen zu begegnen. Ungeachtet meines Vertrauens auf die Geschicklichkeit meiner Träger mußte ich mich zuweilen fürchten, wenn sich dieselben plötzlich um einen Felsenvorsprung am Rande eines tiefen Abgrundes, aus welchem die Aare hervorstürmt, wendeten. Das Wetter, welches während des Vormittags so schön gewesen war, wurde nachmittags stürmisch und kalt. Die Wolken ballten sich über den Höhen zusammen und Regentropfen begannen zu fallen. Immer unfreundlicher, immer starrer wurde die Natur. Keine menschliche Wohnung, kein angebautes Fleckchen Erde überhaupt, war mehr zu sehen. Aus dem steinigen Boden streckte blos eine Art von Buschfichte ihre häßlichen unförmlichen Zweige empor. Sie kommt mir wie ein Nothschrei des gesammten Pflanzenlebens vor. Das Rhododendron wuchert zwar üppig auf den steinigen Hügeln, aber die Zeit für dessen Blüte ist vorüber. Feines zierliches Schlangengras und einige kleine gelbe und weiße Blumen begleiten uns noch. Aber der Wind wird immer kälter und — wie es nun einmal ist — das Herz immer schwerer in diesen Umgebungen, die an das Traurigste im menschlichen Leben erinnern. Und diese Steinwüste hat auch ihre dunkeln Geschichten. Wir kommen an die Stelle, auf welcher die alte Grimselherberge stand, die vor einigen Jahren niederbrannte, wie man anfangs glaubte, infolge eines unglücklichen Zufalls, wie man aber später entdeckte, durch Mordbrand, um einen scheußlichen Mord zu verbergen, den die Wirthsleute der Herberge an einem unglücklichen Reisenden begangen hatten, welcher während einer Herbstnacht ganz allein daselbst geherbergt hatte. Eine Erinnerung, dieser düstern Gegend völlig würdig!

Aber meine Träger hielten sich munter und schienen mit immer leichtern Schritten vorwärts zu gehen. Sie wußten, daß die Herberge in der Nähe war; mit gutem Erfolg schwenkten sie links ab, und ein großes, graues, zweistöckiges Wohnhaus wurde zwischen den nackten grauen Bergen sichtbar. Es war l'Hospice du Grimsel, das Ziel unsers Tagemarsches, das wir noch bei guter Tageszeit erreicht hatten.

Wir fanden hier eine große Menge Reisender von allen Klassen, hatten aber dessenungeachtet das Glück, zwei kleine Zimmerchen von der einfachsten Art und dadurch Hoffnung auf Ruhe und auf Schutz vor dem herannahenden Unwetter zu erhalten. An meinem Fenster sitzend, ergötzte ich mich während des Abends damit, dem Melken von einigen hundert Ziegen zuzusehen, welche von drei Männern gemolken wurden, deren jeder einen kleinen Schemel mit einem einzigen Fuß in der Mitte, mittels eines Riemens an seinen Gürtel befestigt, trug. Mit diesem Schemel gehen sie herum, von einer Ziege zur andern; auf diesen Schemel setzen sie sich beim Melken. Es sieht aus, als ob derselbe zu ihrem Körper gehörte und gibt diesem letztern ein höchst komisches Ansehen. Man erzählt, daß eine englische Lady dieses heraussstehende hölzerne Bein im vollen Ernst für einen Schwanz und dessen Träger für les naturels du pays angesehen habe. Doch — was erzählt man nicht alles von englischen Ladies?

Heute Morgen hat der größere Theil der Reisenden die Herberge unter Regen und Nebel verlassen. Wir warten noch in der Hoffnung auf besseres Wetter. Das Unwetter, welches die ganze Nacht hindurch und auch den Vormittag gewährt hat, geht gegenwärtig — es ist gerade 12 Uhr mittags — in einen heftigen Sturm über. Vielleicht verjagt dieser den Nebel, der jetzt noch so dicht ist, daß man nicht zehn Schritte weit um sich her sehen kann.

Der Grimsel ist wol eine der düstersten Stellen auf der

Erde. In der Nähe des Wirthshauses liegt ein kleiner dunkler See von äußerst schwermüthigem Ansehen in seinem steinigen Bett. Ein Stück weiter davon liegt ein etwas größerer See, der Todtensee genannt, weil man im Sommer des Jahres 1799 die Leichen der Franzosen und Oesterreicher, welche in diesem Gebirgspaß erschlagen worden waren, darein versenkt hat. Und noch immer soll der Todtensee zum Grab für Wanderer dienen, die im Winter in dieser unheimlichen Gegend umkommen.

Andermatt, am 25. Aug.

Kurz nachdem ich die vorstehenden Worte auf der Grimsel geschrieben hatte, kam mein guter Freund Penchaud, gelangweilt und verzweifelt über das Wetter und über den Aufenthalt an diesem Orte, beides auf ihn körperlich sehr unvortheilhaft einwirkend, und bat mich, die Reise weiter fortzusetzen, möge es mit dem Wetter werden, wie es wolle. Wir könnten uns nirgends schlimmer befinden, als hier; und wenn wir uns bald auf den Weg machten, könnten wir noch vor Einbruch der Nacht La Furka erreichen. Ich gab meine Zustimmung, aber — ich bekenne es offen — mit schwerem Herzen. Die Reise in diesem Wetter fortzusetzen, war für mich ebenso viel, als ihren Zweck gänzlich zu verfehlen. Nur den Glacier du Rhone zu sehen, hatte ich diese ebenso beschwerliche als kostspielige Reise unternommen; aber bei diesem Nebel konnte man gar nichts sehen. Inzwischen sah es jetzt aus, als ob es heller werden wollte. Allein kaum waren wir auf dem Wege nach dem steilen Grimselberg hinauf, so begann ein mit Schnee vermischter Regen und Sturm mit neuer Heftigkeit. Die öden Ufer des Todtensees vermochte ich durch den dichten Nebel nur schwach zu unterscheiden. Ein Nebelgewand umhüllte die ganze Natur. Den Ursprung der Aare zu sehen, mußte ich unter diesen

Verhältnissen ganz aufgeben, obgleich meine Träger sich erboten, mich dahin zu führen. Allein meines Freundes halber wollte ich eine Excursion in diese Eisgegend nicht wagen, und was konnte man denn übrigens jetzt sehen?

Unter so betrübenden Aussichten und Gedanken kletterten wir länger als eine Stunde an dem nackten Berg hinauf, dann fing der Weg an, ziemlich steil bergab zu gehen. Recht übel gestimmt saß ich da, meinen kleinen grauen Shawl über den Kopf gebreitet, um mich gegen Regen und Wind zu schützen, als meine Führer plötzlich ausriefen: — „Voilà le glacier!“ — Ich blickte auf und sah in der Luft vor mir etwas Weißes formlos durch den Nebel schimmern. An diesem weißen Schimmer haftete mein Blick unverwandt, denn mit jedem Augenblick wurde derselbe heller, und allmählich traten aus dem dichten Nebelschleier die sonnenbeglänzten schneebedeckten Spitzen des Gelmerhorn und des Galenstock hervor, zwischen denen der obere Theil des Rhonegletschers, der Tristgletscher, sich wie ein mit Schneegestöber bedeckter, festgefrorener Wasserfall ausbreitet. Mir fehlen die Worte, um diesen Anblick zu beschreiben, der jetzt vor meine Blicke trat, während Wolken und Nebel den leuchtenden Strahlen der Sonne wichen, welche dieselben zu bekriegen schien. Immer freier wölbte sich der klare blaue Himmel über den schimmernden Spitzen der Alpen und über den Eisfeldern, immer heller standen diese in blendender Größe und Pracht da, während wir den äußerst steilen Bergabhang hinabstiegen, „die Maienwand“ genannt, wegen ihres schönen Grüns und wegen der Menge von Blumen, welche durch die Sonnenwärme und durch die Feuchtigkeit von den Gletschern dort erzeugt und erhalten werden. Aber ich achte jetzt nicht darauf und fühle kaum einige Unruhe über den abschüssigen Weg, in dessen keilförmigen, jetzt noch durch den Regen schlüpfrig gewordenen Einschnitten die Füße meiner Träger oft ausgleiten, sodaß sie dem Fallen nahe sind. Alle meine Sinne sind entzückt

von der überraschenden Umwandelung dieser Stunde. Mit jedem Augenblick wird die Atmosphäre wärmer, die Luft stiller. Der Rhonegletscher liegt in seiner ganzen Größe und Ausdehnung vor uns, unter uns; wir senken uns in seinen Busen nieder, aber nur Schönheit, nur Lieblichkeit kommt uns von ihm entgegen, Sommerluft und Sommerglanz aus der Heimat des ewigen Winters!

Siehe hier die Scene, die ich sah, die ich in diesem Augenblick zu sehen glaube:

Ganz unten am Fuße der breiten Schneemasse, zwischen dem Galenstock, Gersthorn und Gelmerhorn, steigt eine ungeheuere Eiskuppel empor, auf drei Seiten von wolkenhohen Bergen umgeben, auf der vierten Seite gegen ein offenes Thal abfallend. Von zwei Seiten dieser Eiskuppel rinnen zwei Bäche herab, die ein wenig weiter unten in einen Strom zusammenfließen, der sich bald mit dem Wasser von drei warmen Quellen vereinigt, und dessen Lauf nun der Blick weit, weit in die Ferne, durch das Thal, das sich im Südosten öffnet, folgen kann. Das ist die Rhone — diese ewige Unruhe, geboren im Schos dieser ewigen Ruhe! — Die Rhone gleicht hier einem fröhlichen Knaben, der spielend den Armen seiner Mutter entspringt. Ihr Lauf ist rasch, aber ruhig, ihre Farbe milchartig, und nichts in ihrem Wesen deutet ihre künftigen Schicksale und ihre Größe, nichts den gewaltigen Fluß an, dessen Ueberschwemmungen fast alljährlich Länder und Städte verheeren, dessen Wellen aber auch Thäler voll unvergleichlicher Fruchtbarkeit bilden, und der, weit entfernt von seiner Wiege im Schweizerland, die feurigen Weine auf dem Boden Frankreichs, in dem Thal von Avignon erzeugt.

Wir verbrachten ungefähr eine Stunde Zeit mit dem Herabsteigen an der „Maienwand", bis wir unten im Thale anlangten und bei einem kleinen Wirthshaus Halt machten, das nur einige Minuten vom Fuß der Eiskuppel entfernt lag. Nachdem wir uns hier mit Thee und Wein

erquickt und eine Weile geruht hatten, gingen wir zu dem Gletscher. Die Sonne leuchtete in voller Kraft, und alles erglänzte im Licht ihrer Strahlen. Wol über eine Stunde Zeit wanderten mein Freund und ich um den Fuß dieser Eiskuppel, durch einen wahren Park von Sonnenblumen und andern Blüten, die hier mehr als zwei Ellen hoch in unbeschreiblicher Ueppigkeit zwischen der Eismasse und den Bergwänden wuchsen. Die Luft war vollkommen sommerwarm, und diese Wanderung zwischen eisigem Winter und blühendem Sommer war wunderbar, bezaubernd schön! In ewiger Ruhe standen die schneebekleideten Berge, die Wächter an der Wiege der Rhone und an dem erstarrten Wasserfall, zwischen ihnen war keinerlei Unruhe zu bemerken *); — aber in der Eiskuppel war die Erzeugung eines Flusses in vollem Gange. Es donnerte und krachte dumpf im Innern, man hörte das Brausen von fallendem Wasser, und hier und da sah man kleine Cascaden schimmernd an den Eiswänden herabfallen. An mehreren Stellen der Kuppel hatte das Eis tiefe Spalten. Die Wände derselben hatten eine hellblaue Färbung, aber die Kuppel im ganzen ist oben mehr schmuziggrau, als weiß, und contrastirt in dieser Beziehung mit der blendenden Schönheit des Triftgletschers. Ganz oben auf diesem, wohin sich selten ein Wanderer wagt, hat man neulich — ein blutiges Hemd und eine geplünderte Brieftasche gefunden. Aber von dem Gemordeten, wie von dem Mörder, weiß man noch nichts. Es sind wenige unter diesen einsamen Höhen,

---

*) Schweizerische Naturforscher, Agassiz, Desor u. a., haben nach anhaltenden Versuchen gefunden, daß diese Ruhe oder Unbeweglichkeit der Gletscher blos scheinbar ist, und daß die letztern, unter dem Druck der Schneemassen, die sich alljährlich auf ihren Gipfeln anhäufen, allmählich, aber ununterbrochen, abwärts rücken. So kommen sie unter die Einwirkung der Sonne und der Erdwärme, welche ihr Eis schmilzt und in — Flüsse verwandelt.

mit denen nicht eine örtliche Sage von einem daselbst vorgekommenen Unglück oder Verbrechen verbunden ist. Die blutige Spur der menschlichen Hand wird überall gefunden, und befleckt auch diesen ewigen Schnee!

Die Sonne fuhr fort, während der ganzen Zeit unserer Wanderung um den Gletscher hell zu scheinen, und ihre Strahlen schienen mit Macht die Masse von Wolken zurückzuhalten, die sich über dem Rücken des Grimselbergs zusammengeballt hatten und sich daselbst unruhig aufeinander thürmten, als wenn sie im Begriffe wären, auf das Thal herabzustürzen. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich mich der Sonne für diese Güte verpflichtet fühlte. — „Nun habe ich doch dieses großartige Werk der Natur vollständig und genau gesehen!" — konnte ich mir sagen, als ich mich wieder in meinen Tragsessel setzte, um meinen Weg weiter fortzusetzen. Und noch lange genoß ich diesen prachtvollen Anblick, während wir die Höhen auf dem Weg nach der Furka aufwärts zogen. Die Sonne hörte nicht auf, uns mit ihren Blicken zu segnen, solange wir die Wiege der Rhone noch im Gesicht hatten. Allein kaum hatten wir diese aus den Augen verloren, so stürzten die Wolkenlavinen vom Grimselberg herab und bald waren wir, wie vorher, von einem kalten Nebel umhüllt. Doch konnten wir dessenungeachtet dem Mattengletscher und dessen Fall unsere stumme Bewunderung zollen und die Entstehung der reißenden Reuß auf dem Eisberge, der ihre Wiege ist, aber die Größe und Schönheit des Rhonegletschers durchaus nicht hat, begrüßen. Die Reuß, unbedeutend im Vergleich mit der Rhone bei deren weitern Lauf, hat bei ihrer Entstehung einen weit wildern, reißendern Charakter. Und sehr bald eilen eine Menge kleiner Ströme von den Bergen herunter, um ihre Gewässer zu verstärken. Dadurch wächst sie schnell, und strömt immer heftiger in einer der Rhone entgegengesetzten Richtung vorwärts. Wie viel Aehnlichkeit hat doch der Lauf

eines Flusses mit dem Lebenslauf eines Helden! — Ich weiß nicht, ob jemand dieselbe schöner nachgewiesen hat, als Tegnèr in seinem kleinen Gedicht „Der Fluß".

Unser Weg folgt nun dem Lauf der Reuß. Aber unser Weg ist ein schmaler Fußsteig am Abhange steiler Berge und Hügel hin, so schmal und von so übler Beschaffenheit, daß ich mich oft in Lebensgefahr fühle und in fortwährender Verwunderung darüber bin, daß man einen doch sehr häufig besuchten Weg, auf welchem eben seines schlechten Zustandes wegen oft genug Unglücksfälle vorgekommen sind, in diesem schlechten Zustand lassen kann. Wieder und immer wieder begegnen wir Karavanen von Reisenden zu Pferde und zu Fuße. Daß dies nicht gerade an den engsten und gefährlichsten Stellen des Weges geschieht, verhindern die Führer, die mit ihren langen Alpenstöcken an der Spitze des Zuges gehen. Schwieriger war unsere Lage, als uns an einer Stelle, wo der Fußsteig zwischen einem tiefen Abgrund und einer steilen Felswand hinlief, unerwartet eine Kuh den Weg versperrte. Sie stand unbeweglich da, hielt ihre horngeschmückte Stirn gegen uns gerichtet, und schien zu denken gerade wie ich: — „Was soll nun werden? — Eines von uns muß hinunter in den Abgrund, denn aneinander vorbei können wir nicht kommen, das ist klar!" — Meine Träger sahen das auch ein, ergriffen aber rasch ihre Partie; mit Händen und Füßen vermochten sie die gute Kuh, daß sie unter Lebensgefahr auf dem schmalen Wege umwandte. Sie bildete nun meinen Vortrab, bis ihr eine breitere Wegstelle verstattete, auszuweichen, was sie denn auch mit einigen Freudensprüngen that, die ich in meinem Herzen mitmachte.

Wir sind nun im Canton Wallis. Auf allen Seiten blicken Schneefelder hervor, aber neben denselben auch grüne grasreiche Matten. Auf einer der letztern, dicht an einem Gletscher, weidete eine zahlreiche Heerde von Hornvieh, von einem Hirten und dessen Hund bewacht.

Diese Tagereise voller Kälte und Nebel kam mir sehr lang vor, und mehr als einmal wunderte ich mich im Stillen darüber, daß man sie so leichtsinnig hatte unternehmen können. Die Dämmerung war schon angebrochen, als wir endlich nach La Furka, aber bei einem so dichten Nebel kamen, daß ich nichts unterscheiden konnte, als den hohen Berg, an welchem wir aufwärts zogen, und das schneebedeckte Dach des kleinen Wirthshauses oben, das Gefühle in mir erregte, wie sie ein Seefahrer auf stürmischem Meere bei der Aussicht auf Land empfinden mag.

Wie wohlthuend war es, in diesem kleinen saubern, fast behaglichen Wirthshause in einem warmen Saal zu sitzen und sich mit einem guten Abendessen an Thee, Kartoffeln und frischer Butter zu erquicken. Wir aßen und tranken, spielten Schach, machten einander wechselweise matt, und dankten, bevor wir uns für diesen Tag trennten, gemeinschaftlich Gott. Penchaud hat eine besondere Gabe, zu beten, die mir den reformirten Protestanten vorzugsweise eigen zu sein pflegt, vielleicht weil bei ihnen der häusliche Gottesdienst mehr geübt wird, wie bei den Lutheranern. Sein Gebet umfaßt viel, indem es nicht viele Worte macht, und seine stille Innigkeit dringt stets zum Herzen.

Auf diesen stillen guten Abend folgte für mich eine unruhige Nacht. Die Kälte hinderte mich zu schlafen. Sie kam wol daher, daß das Wetter sich in dieser Nacht veränderte. Der Nebel verwandelte sich in Eiskrystalle, und der Morgen beleuchtete strahlend eine völlig mit Schnee bedeckte Gegend. Die Sonne glänzte herrlich am hochblauen Himmel. Es war äußerst angenehm, draußen auf dem weißen Schnee herumzugehen und kleine blaue Gentianen zu pflücken, die überall zum Vorschein kamen, wo der Schnee vor der Gewalt der Sonnenstrahlen schmolz; Bäume, Büsche, Vögel waren bis auf einige Entfernung nicht sichtbar.

Das Furkathal liegt 7419 Fuß hoch, und ist fast niemals frei von Schnee. Schneebekleidete Berge umschließen es von allen Seiten, sodaß es jeder freien Aussicht entbehrt. Das Finsteraarhorn und der St.-Gotthard sind die höchsten Alpenspitzen, die man, weit hinter den übrigen, auf den entgegengesetzten Seiten des engen Thals emporsteigen sieht.

Es war Sonntag und in der kleinen Herberge alles still. Auch wir hatten uns entschlossen, während der ersten Vormittagsstunden ruhig hier zu bleiben, und während die Sonne die Rasenmatten des Thals und der Anhöhen des Frostschleiers der Nacht entkleidete, lasen wir A. Monod's Predigt über „le plan de Dieu". — Gut ist es jedenfalls, die Ohnmacht der menschlichen Plane im Gegensatz der Plane Gottes darzustellen; aber, wissen wir wirklich so wenig von den Planen Gottes — in den Hauptzügen — wie diese Predigt es darstellt? — Hat er uns nicht etwas davon gesagt — sie nicht in göttlichen Zügen der Erde eingeschrieben? — Und können wir es wirklich so wenig begreifen, ob wir diesen göttlichen Planen gemäß oder entgegen handeln?!

Gegen die Mittagszeit setzten wir uns wieder in Bewegung. Der Weg, der aber eigentlich kein Weg ist, folgt von nun an beständig der immer reißendern, wasserreichern Reuß. Die erbärmlichen Fußpfade schienen mir weniger gefährlich als die des gestrigen Tags, und wir begannen also abwärts zu steigen. Die Gegend ist noch immer wie eine versteinerte Natur ohne Schönheit und ohne Vegetation; aber herrliche Cascaden rauschen und funkeln in den Bergen, und die Sonne gibt den starren Höhen auch etwas Heiteres. Unser Weg führt über mehrere Bergströme, das Einzige, was diese öde Gegend belebt. Endlich langen wir bei einigen armseligen Gebäuden an. Das ist die kleine Herberge Re-Alp, in welcher ein Kapuzinermönch den Reisenden Platz zum Ausruhen und Erfrischungen gibt. Auch wir beabsichtigen

uns der Gastfreundschaft des frommen Paters anzuvertrauen, denn es gibt keine andere Herberge auf diesem Wege bis nach Andernach, dem Ziel unserer Tagereise. Wir machen hier Halt, erstaunen aber einigermaßen, als uns anstatt eines Kapuzinermönchs ein blühendes junges Mädchen mit einer rothen Bandschleife am Halse in der Thür entgegentritt. Drinnen im Saale fanden wir den Pater, der mit ein paar windigen Halbherren und zwei dergleichen halbgroßen Jungen Tapp spielte. Er war ein großer Mann von jovialem Aussehen, gutmüthig und freundlich, aber dem Vorbild aller Eremiten in dieser Gegend, Nikolaus von Flue, sehr wenig ähnlich. Nachdem er uns bewillkommt und Befehle wegen unsers Mittagessens gegeben hatte, bat er um Erlaubniß, sein Spiel fortsetzen zu dürfen, die wir ihm natürlicherweise gern ertheilten. Das blühende Mädchen deckte unterdessen einen Tisch für uns, und servirte ein kleines, aber sehr gutes Mittagessen, für welches uns später eine äußerst billige Bezahlung abverlangt wurde. Wir dankten dem Pater und dem blühenden Mädchen, und reisten ab.

Der Weg fängt von der Realp an steil abwärts zu gehen, sodaß ich zuweilen über die ungeheuere Tiefe erschrak, in die ich hinabgetragen wurde, besonders da ich zu fühlen glaubte, daß die Schritte meiner Träger bedeutend weniger elastisch wurden. Aber die Luft wurde immer milder. Wir blickten hinunter in das große Urserenthal, welches zwar ohne Bäume, aber sehr schön grün ist. Weit in der Ferne, auf einer grünen Matte am Fuße einer hohen Bergwand, schimmert weiß und freundlich eine kleine Stadt hervor. Das ist Andermatt am Fuße des St.-Gotthard. Mitten in dieser ungeheuern Gebirgsmasse unterscheiden wir bald die breite St.-Gotthards-Landstraße, die in sanften Bogen sich auf Höhen hinan und in Thäler hinabwindet, und auf der wir große Diligencen und Wagen auf Wagen dahinrollen sehen. Unser kleiner ermüdeter Zug gelangt über die grünen

Matten des Urserenthals und auf elenden Fußsteigen endlich auf die große Heerstraße, die uns von fahrenden, reitenden und gehenden Leuten zu wimmeln scheint. Ich bin meinetwegen und meiner Träger wegen froh, daß wir endlich nach Andermatt kommen und gute Herberge im Wirthshaus zum St.-Gotthard finden. Dieser beschwerliche Theil meiner Reise ist nun glücklich zurückgelegt, und ich habe dafür gesorgt, daß meine guten Träger damit ebenso zufrieden sind, wie ich. Bessere und freundlichere Leute kann man in der That nicht finden!

Altdorf, am 27. Aug.

Erinnerungen an Wilhelm Tell umgeben uns hier. Man zeigt noch die Stelle, auf welcher Geßler den Hut ausstellte, vor welchem Tell sich nicht beugen wollte, sowie die Stelle, auf welcher Tell stand, als er den Apfel vom Haupt seines kleinen Sohns schoß und dann die drohenden Worte zu dem grausamen Landvogt sprach, der ihn dazu gezwungen hatte. Auf dem Markt steht eine Bildsäule Tell's, die ihn in dem Augenblicke darstellt, in welchem er, nach jenem glücklichen Schuß, seinen kleinen Sohn an sein Herz drückt. Schildereien im Innern und an der Außenseite der Häuser stellen Züge aus seinem Leben dar. Ein Stück weiter von hier gibt man Bürglen als den Ort an, wo er geboren wurde, und nicht weit davon den Fluß Schreckenbach *), in welchem er seinen Tod fand, als er, wie die Sage erzählt, bei einer Ueberschwemmung dieses Flusses ein Kind zu retten suchte. Mit einem Wort, überall stellen sich Erinnerungen an Wilhelm Tell dar, der — sonderbar genug — in dem Gemüth des Volks der eigentliche Held des schweizerischen Freiheitskampfes geworden ist, bei welchem er jedoch eigent-

---

*) Wol Schächenbach? Anm. d. Uebers.

lich nichts Großes oder Edles in den Handlungen ausgeführt hat, die ihm zugeschrieben werden, während gelehrte Kritiker immer mehr bezweifeln, daß er überhaupt jemals existirt hat, was mir — mit schuldigem Respect vor ihrer hochweisen Gnade sei es gesagt — ein wenig kurzsichtig oder albern zu sein scheint. Denn ein großer Rauch entsteht nicht ohne ein Feuer, und was so fest in das Gemüth und in die' Erinnerung des Volks gewachsen ist, das hat gewiß auch in der Wirklichkeit gewurzelt, wie es auch durch die Dichtung später ausgeschmückt oder entstellt worden sein mag. Daß Tell nicht in den Chroniken oder Erzählungen der damaligen Zeit unter den Männern des Bundes auf dem Grütli genannt wird, ja, daß sein Name darin überhaupt gar nicht, sondern erst viel später vorkommt, das hindert gar nicht, daß er, wenn auch nicht in directer Verbindung mit „den Eidgenossen", als ein muthiger und freiheitliebender Mann, auf seine eigene Hand und auf eine Weise, die ihm Geschick und Zufall zuführten, für die Freiheit gekämpft hat. Das Malerische und Romantische in seinem Schicksal hat ihn zum Heros der Volksphantasie gemacht; denn diese liebt das Kühne und Schlagende. Daß sich die Geschichte von einem Vater, der gezwungen wird, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen, schon lange vor dieser schweizerischen Erzählung unter unsern skandinavischen Sagen findet, das — scheint mir — hindert nicht, daß auch die schweizerische Geschichte wahr sein kann. Aber wahr oder unwahr — in jedem Falle dürfte sie einen Beweis mehr für die schon erwähnte skandinavische Einwanderung in die Schweiz abgeben; denn mit den Einwanderern sind jedenfalls auch deren Sitten und Sagen miteingewandert. Vielleicht gerieth Geßler gerade durch diese Sage auf den Einfall, die darin erzählte Schützenprobe auf den hartnäckigen Schweizer anzuwenden! Solche Wiederholungen von Thatsachen sind übrigens nichts Neues unter der Sonne.

Wie tief die Tell'sche Episode in der Erinnerung des

Volks lebt, bewies uns unter anderm ein kleines Erlebniß in der Nähe von Andermatt. An dem schönen Abend nach unserer Ankunft daselbst gingen wir aus, ich und mein Freund, um den wilden Fall der Reuß am Pont du Diable zu sehen — eines jener entsetzlich schönen Schauspiele, an denen die Schweiz reicher ist als alle andern Länder. Auf dem Rückwege sahen wir eine ältliche Frau vor einer kleinen Kapelle stehen, durch deren Gitterfenster sie, anscheinend mit mehr Neugierde als Andacht, hineinblickte. Als wir näher kamen, sah sie sich um und grüßte uns freundlich. Sie war eine große schöne Frau mit starken Zügen, wohlgekleidet nach der unter den Landleuten üblichen Tracht, und mit der weißen Hülle um den Kopf, die, wie ich bereits bemerkt habe, von den Frauen in diesem Thal allgemein getragen wird, und die ich nirgends anders tragen gesehen habe, als bei den Frauen der Landleute in Schweden. Venchaud fragte die freundliche alte Frau in seinem gebrochenen Deutsch, ob sie uns nicht etwas von Wilhelm Tell erzählen könnte. Es dauerte ein Weilchen, ehe sie die Frage verstand; aber dann verklärte sich plötzlich ihr ganzes Gesicht, und sie begann ein Gedicht in Knittelversen zu declamiren, in welchem alle Thaten Tell's in einer äußerst kräftigen und eigenthümlichen Sprache erzählt wurden. Und indem sie declamirte, wurde die alte Frau ganz lebhaft und begleitete ihre Worte mit Gesticulationen. Tell's Hartnäckigkeit dem aufgesteckten österreichischen Hut gegenüber, sein Schießen nach dem Apfel, sein Zurückstoßen des Boots, das ihn ins Gefängniß bringen sollte, und endlich sein Hinterhalt und sein Pfeilschuß nach dem Landvoigt Geßler — dies alles wurde von der declamirenden alten Frau auf eine äußerst plastische und köstliche Weise dargestellt, und zwar mitten auf der Landstraße, wo sie in ihrem Eifer nicht darauf achtete, daß die Vorübergehenden zuweilen verwundernde oder fragende Blicke auf

uns warfen. Endlich lachten wir und die alte Frau herzlich, schüttelten einander die Hände und trennten uns.

Zeitig am folgenden Morgen reisten wir von Andermatt ab, auf der meisterhaft angelegten St.-Gotthardstraße, an welcher jeder Winkel derartig abgemessen ist, daß, wie steil er auch dem Blick erscheinen mag, seine Senkung nie gefährlich für Pferde und Wagen wird. Wir fuhren im offenen Wagen durch eine Gegend, deren großartige Natur immer mehr mit dem Schönen und Lieblichen sich verband. Je mehr wir abwärts fuhren, desto wärmer wurde die Luft. Prächtige Wallnußbäume, reizende Wälder, zwitschernde Vögel umgeben uns in der Nähe. Ueppig grünende Weiden mit Bäumen, Gebüschen und Vieh leuchten hoch obeu an den Bergen; darüber blicken Eisberge hervor. Unten im Thal gelangen wir immer mehr in die Region des Sommers. Wir sind nun im Canton Uri, dem kleinsten und ärmsten der Schweizer Cantone, gleichwol aber einem der ersten in der Freiheitsgeschichte der Schweiz. Wir fahren an den Ruinen der Geßler'schen Burg Ziwng-Uri vorüber, von der aus er die freien Söhne des Landes mit Ketten und Geisel zu bezwingen suchte, und der er deshalb ihren Namen gab. Wir begrüßen Walther Fürst's Burg und Wohnung, Attinghausen, deren Ruinen von einem Kranz schöner Bäume beschattet werden.

Wir fahren fortwährend im Geleite der Reuß durch das Thal, und ein schöneres Thal als dieses bewässert wol kaum ein Fluß. Gleichwol ist dasselbe mehr als einmal unter heißen Kämpfen in Blut gebadet gewesen. Franzosen, Oesterreicher und Russen haben unter sich und gegen die Kinder des Landes hier und im Urserenthal mehr als einmal gekämpft. Arme kleine Schweiz! Lange und hart ist der Kampf für die Freiheit und für den Frieden gewesen, den du endlich genießest, aber nirgends härter als in den Waldstädte-Cantonen, der Urheimat des Schweizerlandes.

Gestern Nachmittag gingen wir nach Burglein,*) Tell's Geburtsort. Auf der Stelle, an welcher früher sein Haus gestanden haben soll, steht jetzt zu seinem Angedenken eine kleine hölzerne Kapelle, bunt bemalt und mit patriotischen Inschriften verziert. Die Wanderung dahin, im Schächenbach-Thal entlang, ist durch ihren Reichthum an prächtigen Bäumen eine der schönsten, und der Schächenbach floß jetzt hell und still wie ein Lobgesang auf frühere Heldenthaten dahin.

Heute Morgen habe ich das hiesige Franciscaner-Nonnenkloster besucht. Ueber die hohe Mauer, welche den Klostergarten umgibt, hatte ich ein paar Wallnußbäume einige theils grüne, theils vertrocknete Aeste herausstrecken sehen und dadurch Lust bekommen, die Frauen zu sehen, die sich mitten in dieser großen und schönen Natur für immer (denn diese Nonnen unterliegen einer beständigen Clausur) hinter Mauern einschließen, welche sie hindern, auch von dieser Natur etwas zu sehen. Dieses Kloster nimmt, wie ich gehört habe, nur Frauenzimmer aus vornehmen Familien auf, und der Eintritt erfordert eine ziemlich bedeutende Mitgift.

Mit der „Frau Mutter" darf man durch ein vergittertes Fenster sprechen. Ich fand in ihr ein Frauenzimmer im mittlern Alter von großer Anmuth und von vieler Feinheit in ihren Zügen wie in ihrem Benehmen. Die Schönheit ihrer Hände und die Zartheit ihrer Fingerspitzen deutete auf aristokratische Abkunft. Einfach und offen beantwortete sie mir die Fragen, die ich an sie richtete. Dieser Orden gehört zu den contemplativen und vorzugsweise betenden. Die Nonnen haben viele und strenge Fasttage. In jeder Nacht haben sie Gottesdienst von 11 bis 2 Uhr. Ihre Gebete hören nur auf, wenn die Stunde gekommen ist, zu der ein anderes Gebetchor — in einem andern Kloster — seine Gebete

---

*) Bürglen. Anm. d. Uebers.

und den Opferdienst für Lebende und Todte beginnt. Denn Tag und Nacht, sowie das ganze Jahr hindurch, müssen diese Gebete innerhalb der katholischen Kirche un- unterbrochen fortgesetzt werden. Gut und schön in der Idee! — Aber wie entspricht die Ausführung derselben? — Und kann irgend ein Segen für Lebende oder Todte von diesen vorgeschriebenen lateinischen Gebeten erwartet werden, die von halbschlafenden Körpern und Seelen wie eine Lohnarbeit verrichtet werden? — — — Nur drei von den Klosterschwestern befassen sich mit Jugendunterricht; die übrigen beschäftigen sich innerhalb des Klosters. Ihr stilles Leben und ihr strenges Fasten macht viele von ihnen kränklich. Die Frau Mutter litt augenscheinlich an einer schwachen Brust. Ich fragte sie, ob sie nicht zuweilen Neigung empfände, die Welt und die schöne reiche Natur zu sehen. — Sie lächelte herzlich, indem sie mir erwiderte, „daß sie dazu auch nicht die geringste Lust verspüre!" — Dies sprach sie so freimüthig und so heiter aus, daß ich über das Klosterleben der Frau Mutter völlig beruhigt wurde. Mögen nur die übrigen Klosterschwestern ihren Geschmack theilen! — „Es bedarf mancher Art von Menschen, um eine Welt auszumachen!" — sagt ein amerikanisches Sprichwort, an das ich oft denken muß.

Ein Kapuzinerkloster auf der Anhöhe des Thals soll das älteste in der Schweiz sein. Oberhalb des Klosters sieht man einen jener „heiligen Wälder", die man in der Schweiz oft an Bergabhängen findet, und die keine Axt berühren darf, weil sie die Bevölkerung der Thäler vor Avalanchen oder Schneelavinen schützen, die sich von den Bergrücken herunterwälzen. Diese werden im Fallen durch den heiligen Wald gebrochen, der seinerseits fest und grün unter deren Wüthen steht.

Diese ganze Gegend ist voll von Erinnerungen an den Druck und die Gewaltthätigkeiten der frühern öster- reichischen Landvögte. Geßler und Landenberg sind vor- zugsweise die Helden derselben. Hier war es, wo Geßler,

der sich darüber ärgerte, daß das „Bauernvolk" so schöne Häuser hatte, sich eine Burg (die er selbst Twing-Uri nannte) von dem Schweiß und Geld des Volks erbaute. Dort war es, wo Landenberg, nachdem er dem jungen Arnold von Melchthal die Ochsen vom Pflug hatte rauben wollen, dessen altem Vater die Augen ausstechen ließ und ihm, zur Strafe für des Sohnes angebliches Verbrechen, eine hohe Geldbuße abpreßte. — „Diese Schandthat" — sagt ein alter Geschichtschreiber — „ging vielen redlichen Männern so tief zum Herzen, daß sie beschlossen, lieber zu sterben, als diese grausame That ungerächt zu lassen." — Aber nicht allein die Herzen der Männer empörten sich gegen diesen Druck und diese Gewaltthätigkeiten. So sagte Werner Stauffacher's Hausfrau, Margarethe Herlobig, zu ihrem Gatten: — „In frühern Zeiten pflegten die Männer von Schwyz eine solche Behandlung sich nicht gefallen zu lassen und sie nicht geduldig zu ertragen. Und noch schlimmer wird es werden, wenn sie jetzt nicht den Muth haben, sich dagegen aufzulehnen und der Gewalt auch ihrerseits Gewalt entgegenzusetzen. Dann wird es mit unserer Freiheit und mit unserm Frieden bald aus sein!" — Wenn diejenigen, welche den häuslichen Herd zu pflegen haben, ihre Männer mahnen, Gefahren zu trotzen, welche von den Herzen der Gatten in doppeltem Maße empfunden werden müssen, dann — — steht ein großer Kampf bevor, ein Kampf auf Leben und Tod. Der Lavine, welche das Leben der Thäler zu begraben droht, stellt sich der heilige Wald der Eidgenossen der Freiheit entgegen, um sie zu brechen oder im Kampfe unterzugehen. Dieser heilige Wald ist in der Schweiz das Volk der Waldstädte.

Brunnen am Vierwaldstädtersee,
Canton Schwyz, am 28. Aug.

Schöner hat die Natur die Wiege der Freiheit nirgends geschmückt, als in Schweden und in der Schweiz. Dort ist es Dalarne*), hier sind es die Waldstädte, welche die erste Heimat der Freiheit waren. Und hier, am Strand des Vierwaldstädtersees, ist mir's gerade, als säße ich an einem der tiefen stillen Seen von Dalarne. Die Aehnlichkeit zwischen beiden ist auffallend. Dieselbe ernste hohe Schönheit, derselbe Kranz von Bergen und bewaldeten Ufern rings um den See, dieselben heitern sonnenbeglänzten Rasenplätze zwischen den Bergen, dasselbe Schweigen auf der ganzen großen Fläche, und in ihrem Schos ein Volk von einfachen Sitten, von frommer und stiller Gemüthsart, aber auch von kräftigem Willen und unbeugsamer Liebe für Volksrecht und Volksfreiheit! Das ist auch die Aehnlichkeit zwischen dem Freiheitskampf in Dalarne und in den Waldstädten. Dort war es der dänischen, hier der österreichischen Landvögte Druck, im Namen ihrer Herren ausgeübt, der das Volk zu den Waffen rief und die Hirten in Kämpfer verwandelte. Aber hier hört auch die Aehnlichkeit auf, ohne daß jedoch die Geschichte eines dieser beiden Völker weniger edel oder weniger merkwürdig wird. Die Bevölkerung von Dalarne gibt sich einen Führer, und Schweden einen König in der Person Gustav Wasa's. Die Männer der vier Waldstädte geben sich Kraft und Einheit durch die Eidgenossenschaft. Ich komme nun auf diese zurück.

Aufgefordert von seiner Hausfrau Margarethe fuhr Werner von Stauffach über den See, um seinen Freund Walther Fürst von Attinghausen in Uri zu besuchen. Bei diesem fand er den jungen Arnold von Melchthal,

---

*) Die Thäler, fälschlich auch Dalekarlien genannt; denn Dalekarlien bedeutet „Thalleute“, d. i. die Bewohner von Dalarne.

der sich hier vor Geßler's Zorn verbarg. Diese drei theilten einander ihre Bekümmernisse und den Entschluß mit, lieber zu sterben, als diese Erniedrigung ihres Vaterlandes unter einer ungerechten Regierung länger zu dulden. Gut und Blut, alles wollten sie dafür wagen, dem Volk und dem Vaterland seine alte Freiheit wieder zu erobern. Für sich wollten sie weder Macht, noch Vortheil gewinnen. Wenn ihr Unternehmen gelänge, wollten sie nach Vollendung desselben sich wieder in ihr stilles Leben zurückziehen und andere ernten lassen, was sie gesäet hatten.

Das gelobten die drei Männer einander, und zu diesem Bündniß beriefen sie andere, die sie für gleichgesinnt hielten. Um dies zu erforschen und zugleich den Plan der Befreiung zu beginnen, hielten sie des Nachts Zusammenkünfte auf dem Grütli, einer einsamen hochgelegenen Wiesenmatte am Ufer des Vierwaldstädtersees zwischen Unterwalden und Uri. Dort, unter dem Gewölbe des freien Himmels, von Wäldern und nächtlicher Finsterniß umgeben, konnten sie ungehindert und frei miteinander sprechen; dort nannten sie einander die neuen Freunde, welche sie für die gemeinsame Sache gewonnen hatten, dorthin brachten sie die neugewonnenen Vertrauten und hielten Rath über die Ausführung ihres Plans.

In einer sternenhellen Nacht, zu Anfang des Monats November im Jahre 1307, versammelten sich daselbst unter Führung des Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal dreißig Männer aus den waldstädter Cantonen Uri, Schwyz und Unterwalden. Hier, nachdem sie einen festen Entschluß gefaßt hatten, ergriffen sie einander bei den Händen, und in derselben Stunde, in welcher die ersten Strahlen der Morgensonne die Gipfel der Urgebirge färbten, erhoben die drei Führer und mit ihnen die dreißig versammelten Männer ihre Hände zum Himmel und schwuren „bei Gott, der alle Menschen zu gleicher Freiheit erschaffen hat, und bei allen Heiligen"

diesen Eid: — „fest zusammenzuhalten und in Freundschaft zu leben und zu sterben, indem sie mit vereinten Kräften ihrem unschuldig unterdrückten Volke dazu verhelfen wollten, seine uralte Freiheit und sein Recht wieder zu gewinnen, sodaß alle Schweizer für ewige Zeiten den Genuß von diesem Freundschaftsbündniß haben möchten. Die Grafen von Habsburg sollten dabei nicht das Geringste von ihren Gütern oder ihren Rechten verlieren, ihre Leute und ihre Diener nicht einen Tropfen ihres Bluts; aber die Freiheit, welche die Schweizer von ihren Vorvätern ererbt hätten, die wollten sie schützen und ihren Nachkommen hinterlassen." — Ueber die Zeit und die Art, ihren Beschluß auszuführen, waren sie einig. Hierauf kehrten sie in ihre Wohnungen zurück, verhielten sich schweigend und versorgten ihre Heerden für den Winter.

Das war der Bund auf dem Grütli, die erste Eidgenossenschaft! — Und über einen schönern, reinern Bund ist nie die Sonne dieser Erde aufgegangen! — — —

Zu der Stunde, in der ich diese Zeilen schreibe, leuchtet die hohe Wiesenmatte des Grütli gerade über dem See, herrlich grünend in der Morgensonne, die diesen Ort segnen zu wollen scheint; und einsam erhebt sich drüben aus dem See der Mythenstein, wie ein ewiges Gedenkzeichen, von der Hand des Schöpfers gepflanzt.

Am Neujahrsmorgen 1308 sollte der Freiheitskampf zum Ausbruch kommen. Er begann mit der ersten Stunde dieses Tags. Bei dem durch ein Horn gegebenen Signal wurde die Burg Landenbergs erstürmt. Bewohner von Uri brechen Zwing=Uri; Stauffacher mit seinen Schweizern nimmt Schwanau und Küßnacht ein. Die Vögte fliehen; die Burgen gehen in Flammen auf, und der Landsturm erhebt sich von Alpe zu Alpe. Aber kein Tropfen Blut wurde an diesem Tage vergossen. Freiheit, nicht Rache, wollte das Volk der Waldstädte. Gerechtigkeit und Menschlichkeit leitete es im Kampfe gegen seine Tyrannen. Ihr Sieg war ein vollständiger. Gott war mit ihnen!

Am folgenden Sonntag versammelten sich die Verbündeten abermals, und erneuerten ihren Schwur für die Vertheidigung der Freiheit und des Vaterlandes. Die Ermordung des ländergierigen Herzogs Albrecht durch die Hand seines Brudersohns und die Tödtung des Landvogts Geßler durch Wilhelm Tell begünstigte zu gleicher Zeit den Freiheitskampf der Schweizer. Es entstand eine Pause des Staunens und Entsetzens. Aber bald rüstete sich das Haus Habsburg von neuem, um mit aller seiner Macht die junge freie Schweiz zu vernichten. Der Herzog Leopold, der Bruder des ermordeten Albrecht, und die Blüte der österreichischen Ritterschaft wappneten sich und zogen ins Feld gegen das Volk der Waldstädte. Aber die Hirten und Bauern der Waldstädte bewaffneten sich ebenfalls. Da kam es (am 16. Nov. 1315) bei Morgarten zu der ewig denkwürdigen Schlacht, in welcher einige hundert Bauern aus den drei waldtstädter Cantonen ein Heer von 20000 Oesterreichern besiegten, ja eigentlich vernichteten. Und der Herzog Leopold, der geschworen hatte, an dem Volke der Waldstädte den Tod seines Bruders Albrecht zu rächen; der gedroht hatte, „daß er die Bauern unter seine Füße treten wolle"; der einen Wagen voll Stricke mit sich führte, um die Besiegten damit binden zu lassen; dieser stolze stattliche Herzog Leopold mußte vor den Bauern fliehen. Nur mit Mühe rettete er sein Leben. Auf einsamen Waldwegen, nur von wenigen Begleitern umgeben, kam er spät abends todtenblaß und äußerst niedergeschlagen bis nach Winterthur. Aber das Volk der Waldstädte lobte laut „den Allmächtigen Gott und Herrn, der ihm den Sieg über seine Feinde gegeben hatte".

Es war jedoch leicht zu erkennen, daß dieser Sieg noch keineswegs entscheidend für die Freiheit sein konnte. Die Männer der Waldstädte sahen klar ein, daß sich bald neue Heere gegen sie und ihre Freiheit waffnen würden. Um diese besiegen, um überhaupt dauernd den Feinden

Widerstand leisten zu können, sahen die Verbündeten kein anderes Mittel vor sich, als eine ewige Eidgenossenschaft untereinander. Es war in der Stadt Brunnen, am 9. Dec. 1315, als Abgesandte aus den Waldstädte-Cantonen zusammentrafen und ein ewiges Bündniß wider „allen Streit und alle Gewalt, so innerhalb, als außerhalb desselben", beschworen; ein Bündniß, das nicht, wie andere zu dieser Zeit abgeschlossne Bündnisse, Handelsinteressen oder die Erlangung von Macht oder Ruhm zur Veranlassung hatte, sondern lediglich die Erhaltung der edelsten Rechte der Menschheit — der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Glücks. Darum gewann der Bund allmählich Achtung und Gehör bei den Fürsten und Völkern, und wurde von denselben nicht lange nach seiner Entstehung anerkannt. Darum dehnte er auch von seiner Urheimat in den Waldstädten allmählich seine Macht über mehrere und immer mehrere Cantone und deren Bevölkerung aus, indem er dieselben mit magnetischer Kraft in seine Freiheit und Frieden spendenden Kreise zog. Darum endlich ist er im Laufe von Jahrhunderten im Stande gewesen, seine innern und äußern Feinde zu überwinden und eine Föderativrepublik zu bilden, die zu dieser Stunde einsam unter den Staaten Europas dasteht, ein Muster für viele, geachtet von allen.

Die Waldstädte-Cantone, der Kern des Bundes, nahmen, während sie die Folgen ihres Freiheitskampfes und ihres Siegs im Innern sich entwickeln ließen, eine immer bestimmtere Stellung gegen die Fürsten anderer Länder und auch gegen den Fürsten ihrer Kirche — den Papst — an. Sie blieben beharrlich bei ihren alten Rechten, Freiheiten, Gebräuchen, aber auch — Misbräuchen. Gleich dem Urgebirge ihres Landes standen sie den Fortschritten der Feinde, aber zuweilen auch den Fortschritten der Cultur entgegen. Sie wollten kein Gesetz dulden, das sie sich nicht selbst gegeben hatten, und nichts Neues, was nicht auf ihrem eigenen Boden gewachsen war. Und so

sind sie stabil im großen Stil geblieben, im Guten wie im Bösen. Aber das Gute hat sich in vielen menschlich guten Stiftungen, in Gewerbfleiß, Bildung und Wohlstand entwickelt. Städte und Klöster haben miteinander gewetteifert, das Land bis in seine wildesten Einöden zu cultiviren, und jede Hütte ist eine Heimat der Industrie geworden, welche die Bewohner derselben mit dem Handel anderer Länder in Verbindung bringt.

Man hatte mir gesagt, daß ich in den katholischen Cantonen (die Waldstädte-Cantone sind katholisch geblieben) einen großen Unterschied in Bezug auf staatliche Ordnung, Cultur und Wohlbefinden im Verhältniß zu den Cantonen finden würde, welche die Reformation angenommen haben. Allein das finde ich keineswegs. Im Gegentheil, wohin ich meine Blicke wende, muß ich das gute und von Sorgfalt zeugende Aussehen des Landes, der Dinge und der Menschen bewundern. Alles erscheint schön und blühend. Ich habe dies auch heute Morgen mit Bewunderung auf einer größern Wanderung wahrgenommen, die ich ins Innere des Landes längs eines Bachs mit meist krystallhellem Wasser unternommen habe. Das Land erschien mir wie in einem Festtagsanzug. Brunnen ist der Hafen für den Canton Schwyz und eine kleine Stadt, in welcher Leben und Bewegung nicht fehlen.

Ich möchte nun etwas über den weniger guten Conservatismus in diesen Cantonen sagen, will aber damit noch warten, bis ich etwas mehr davon gesehen habe. Sie scheinen mir mehr rückwärts als vorwärts zu blicken, und das hat auf die Länge seine Nachtheile. Der alte Kampf um die Freiheit und die Rechte, welche sie erworben haben, scheinen die Gemüther des Volks ausschließlich in Anspruch zu nehmen und gegen höhere geistige Entwickelung zu verschließen. Der neuerlich zersprengte „Sonderbund" ist ein blutiger Beweis davon.

Am 29. Aug.

Besuch auf dem Grütli des Morgens, nach einer Fahrt über den See bei schönem stillen Wetter. Möge das Schweizervolk nie auf den Gedanken gerathen, auf diese schöne sonnenbeglänzte Stelle ein Monument von Stein oder Marmor mit Inschriften zu setzen! Ich kann nicht beschreiben, welcher eigenthümliche Reiz darin liegt, daß man hier eben nichts derartiges sieht, außer den Gegenständen, welche die Verbündeten während der Nächte, in denen sie hier versammelt gewesen sind, und an dem Morgen, an welchem die Sonne über ihrem feierlichen Schwur aufging, umgeben haben. Diese schönen Rasenmatten und Bäume, diese einsame Pyramide — der Mythenstein — am Ufer, dieser reizende See mit seinem Kranz von Wäldern und Bergen, dieses Bild der schweizerischen Natur und — diese Erinnerung — — ist das nicht genug? — Und will man noch mehr, so hat die Natur in Verbindung mit dem Volkslied dafür in den drei Quellen gesorgt, von deren krystallhellem Wasser man zu Ehren der drei Freiheitshelden trinkt, aus deren Fußtapfen sie nach der Sage entsprungen sein sollen. Auch die Wiege des schwedischen Freiheitskampfes, Dalarne, hat keine andern Monumente ihres Heldengedichts, als den rauschenden Wald oder den Hügel oder die Hütte, die dem Helden zum Schauplatz oder zum Schutz dienten. Und das ist auch genug. Denkmäler von Stein würden hier ein Unrecht gegen das Gedächtniß des Volks sein.

Ich pflückte mir einige schöne Gräser auf der Wiesenmatte des Grütli, und sonnte mich in dessen Naturschönheit und historischen Erinnerungen. Dann ruderten wir wieder nach Brunnen zurück, wo wir uns mit der Betrachtung der beiden großen kunstlosen Kunstwerke der Frescomalerei ergötzten, die man am Landungsplatz erblickt. Das eine ist eine Erinnerung an die Eidgenossenschaft, die hier am 9. Dec. 1315 von den drei Wald-

städte-Cantonen geschlossen wurde, und stellt diesen Bund in der Gestalt dreier Männee dar. Das andere Gemälde zeigt zwei kämpfende Gestalten, deren eine auf eine äußerst gefährliche und seltsame Weise zu Boden stürzt. Darunter liest man in großen Buchstaben: „Switer besiegt Swen und gründet Schwyz.“ — Man hat mir gesagt, der Gegenstand des Gemäldes sei ein Bruderzwist, der im Beginn der schwedischen Colonisation stattgefunden habe.

Am Abend geriethen mein Freund und ich — ich erinnere mich nicht recht mehr, aus welcher Veranlassung — in ein Gespräch über die Calvinische Prädestinationslehre, welche von mehreren Lehrern der reformirten Kirche noch heutzutage festgehalten wird; jedoch von Penchaud nicht. Er ist zu mild und zu aufgeklärt dazu. Er machte mir bei dieser Gelegenheit bemerklich, welche niedrige Stelle diese Lehre in der Heiligen Schrift in Vergleich mit der Freiheitslehre und deren Forderungen und Folgen einnimmt. Das erstere, von Augustinus und Calvin ausgebildete Dogma, welches auf Grund der natürlichen Gerechtigkeit leicht zurückzuweisen ist, hat seine Wurzel in der für menschliche Ansicht bisher noch ungelösten Schwierigkeit, die Allmacht Gottes und die menschliche Freiheit miteinander zu vereinigen. Wir sprachen darüber und wurden endlich — schweigsam. Es war dämmerig geworden, und in der Stille des Abends hörte man weiter nichts als das leise Schlagen der Wellen an das Ufer, an welchem unsere Herberge liegt. Die Fenster waren offen; ich lehnte mich auf die Fensterbrüstung, und blickte hinaus in die Gegend. Diese war düster. Dunkle Wolken hingen über den Bergen, und warfen schwarze Schatten über den spiegelhellen See. Ein Schatten besonders lag darauf, so schwarz, so tief, daß sogar der Glanz des Wassers in ihm verschwand. Und auf diesen hefteten sich meine Augen unfreiwillig, während ich wehmüthig dem Schlag der Wellen gegen das Ufer zuhörte. Sie schienen

von einer innern Unruhe, von welcher die ruhige Oberfläche nichts wußte, getrieben zu werden, und ich dachte an die Fragen, die stets wiederkehrenden, die dunkeln, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Wogen mit demselben Schlage, mit denselben ungelösten Dissonanzen an die menschliche Brust werfen, und das Herz darin — unruhig und bitter schlagen lassen. — „Soll das immer so bleiben, für mich, für alle, für alle Zeiten der Erde", fragte ich mich niedergeschlagen und starrte auf den schwarzen Schatten. Plötzlich ging aus demselben die schönste Musik von Blasinstrumenten hervor. Ich konnte diejenigen nicht sehen, von denen die Musik ausging — der dunkle Schatten war noch ebenso undurchdringlich, wie vorher — und noch weniger fragte ich danach. Ich hörte blos und sog mit voller Seele diese himmlischen Töne ein, die wie Engelstimmen aus der Tiefe emporstiegen. Ewige Harmonien! — Liegt ihr ebenso in der Tiefe der dunkeln Fragen des Menschenlebens? — Und vernehmen wir nicht ein Versprechen ihrer harmonischen Lösung, ein Versprechen euers himmlischen Zusammenklangs, wenn wir den tiefsten Ahnungen und — Forderungen unserer Seele lauschen?

In weiter Entfernung über dem See jodelte eine Stimme, so frisch und so fröhlich! — Prophetische Stimmen im Schatten des Abends, habt Dank! — Lasset uns warten und hoffen! — Und haben wir die Sonne aufgehen sehen, so wäre es kleinmüthig, nicht warten und nicht glauben zu können, daß sie durch die Schatten der Erde leuchten werde, auch durch diejenigen, welche von großen Gebirgen geworfen werden. — — — Gott sei Dank, ich kann warten und hoffen!

Ich habe Penchaud vorgeschlagen, daß wir in den stillen Stunden unserer Reise gemeinschaftlich das neunte Kapitel aus dem Briefe Pauli an die Römer (das mir so oft die bittersten Qualen verursacht hat) lesen wollen, und daß er mir beistehen soll, dasselbe im Zusammenhang mit den beiden folgenden Kapiteln zu erklären.

Denn unfehlbar liegt die richtige Erklärung des neunten Kapitels im zehnten und elften.

Schwyz, am 29. Aug.

Die Stadt Schwyz liegt am Fuß der hohen, obeliskenähnlichen Felsen, die Mythen genannt, so ruhig und still, als ob sie nur darauf bedacht wäre, ihre Erinnerungen zu sammeln. Und daß dies wirklich der Fall ist, dafür scheinen mir zwei Bekanntschaften, die ich heute hier gemacht habe, Zeugniß abzulegen. Die erste derselben wurde vormittags gemacht, als wir einen Besuch bei Herrn R** und seiner Gattin, einer der ältesten und edelsten Familien des Cantons, abstatteten. Beide genannte Repräsentanten der Familie waren auch gegenwärtig Persönlichkeiten von feiner und vornehmer Haltung, und bewohnten ein schönes Haus und seidentapezirte Zimmer von antiker Pracht. Sie sprachen sich mit großem Misvergnügen über den Landtag aus, der eben versammelt gewesen war und in seinem unweisen Demokratismus einstimmig ein Gesetz abgeworfen hatte, das von der Regierung des Cantons gewissenhaft ausgearbeitet worden war. Herr R** beschäftigte sich damit, Genealogien und Chroniken der alten Adelsfamilien des Cantons zu sammeln. Er theilte mir eine neue Variation der alten Sage von der schwedischen Einwanderung in die Schweiz mit, durch welche diese Einwanderung bestätigt wurde. Interessant dabei war die Angabe, daß diese Einwanderung mittags um 11 Uhr geschehen sei, und daß zur Erinnerung daran anbefohlen worden sei, daß das Volk an jedem Tage, sobald es 11 Uhr schlage, fünf Paternoster und drei Ave-Maria beten müsse, eine Sitte, die noch heute von den Landleuten in Schwyz in Ehren gehalten werde.

Artig, aber kalt, empfing uns das vornehme Paar; artig, aber kalt, nahm es Abschied von uns. Kein Hauch

von Gastfreundlichkeit erfrischte diesen Besuch. Der milde zartfühlende Pencháud fühlte sich dadurch ganz niedergedrückt.

Am Abend dieses Tags gingen wir aus, einen gewissen Herrn K** zu besuchen, an den wir einen Empfehlungsbrief hatten. Wir fanden in ihm einen blassen sanften Mann und eine wahrhaft interessante Persönlichkeit. Nach einem Leben voll harter Arbeit und großer Noth hatte er eine ruhige Unabhängigkeit gewonnen, und konnte sich ganz den literarischen Beschäftigungen widmen, die ihm über alles werth waren, und hauptsächlich in Sammlungen in Bezug auf seine Geburtsstadt Brunnen bestanden. Seine kleine Wohnung war ein Museum von Erinnerungen, die daher stammten. In einem Werk von zwölf Bänden hatte er die Geschichte aller alten Gebäude der Stadt und der Familien und Begebenheiten darin aufgezeichnet. Dazu gehörten auch Porträts in alter Tracht, nach den Originalen copirt, die sich noch in den Kirchen und Kapellen des Orts vorfinden. Einige derselben waren durch Künstler ausgeführt und wahrhaft vortrefflich. Unter einer Sammlung alter Documente besaß Herr K** auch eins, das sich auf die Einwanderung der Schweden bezog.

Während er selbst mit der größten Sparsamkeit lebt, kann er jetzt doch mehrere Künstler beschäftigen und bezahlen, welche Bilder aus dem vergangenen und auch aus dem gegenwärtigen Leben seiner Geburtsstadt für ihn abzeichnen und malen. Herr K** begleitete uns nach Hause, und unterwegs theilte er uns seine Lebensgeschichte mit, eine Biographie, die so viel edeln Stolz, so viel treue Arbeit und so viel Herz verrieth, daß ich wol wünschte, ich hätte Zeit genug, sie speciell wiederzuerzählen. Die erste bittere Noth in der väterlichen Hütte, als der Vater von französischen Soldaten gemishandelt worden war, und die Mutter zur Stärkung des Verwundeten nichts weiter besaß, als eine Suppe, die aus einem Stück Brot und

einem Stückchen Talglicht gekocht war; das Gefühl des Sohns, lieber sterben, als sich über seine Armuth beklagen zu wollen; sein allmähliches Emporkommen durch die Fabrikation von Schießpulver, die Bezahlung seiner Schulden, der Ankauf seiner Bücher, seine ersten Zeichnungen von alten Gebäuden, seine Verlobung und Hochzeit, und sein häusliches Glück, dies alles schilderte er uns so lebendig, so recht aus treuer Herzenserinnerung, daß es wahrhaft köstlich anzuhören war. Gegenwärtig war seine gute Hausfrau seit einigen Jahren todt. Herr K** zeigte uns ihr Bild, vortrefflich ausgeführt und sie am Spinnrocken vorstellend. Sein eigenes Leben war seit ihrem Tod leer und schattenhaft. Das sagte er uns mit einem Ausdruck, der uns verrieth, wie tief er es empfand. Er lebte jetzt blos in seinen Sammlungen und Erinnerungen.

Es gibt einen guten und einen nicht guten Conservatismus. Der erstere ist ein goldener Faden, der uns an die Vergangenheit bindet und uns das Gegenwärtige und Zukünftige besser verstehen lehrt; der letztere ist ein Stock, der stehen bleibt, wo er eben steht, im Grunde nichts versteht und nicht weiter kommt.

Wir besuchten die Ufer des Sees Lowertz. Der Roßberg mit seinem abgebrochenen Gipfel liegt demselben gegenüber. Herr K** erzählte uns mancherlei von dem entsetzlichen Vorfall, als die Spitze des Roßbergs*) in das Thal von Goldau herabstürzte, und die Dörfer Goldau, Rötten und Busingen sammt 457 Menschen verschüttete. Unter den letztern befand sich ein Hochzeitszug. Das geschah am 2. Sept. 1806. Der Sommer war regnerisch gewesen. Schon am frühen Morgen dieses Unglückstags hörte man ein dumpfes Geräusch im Innern des Bergs. Der Sturz erfolgte in einem Augenblick. Große Heerden von Vieh hatten bereits die Flucht ergriffen. Doch wurden, außer den Menschen, noch mehrere hundert Stück

---

*) Gnypper.

größeres und kleineres Vieh unter dem Bergsturz begraben. Menschen wurden nur ein paar hundert gerettet.

Noch liegt das früher so fruchtbare und reiche Thal unter einer Masse von Erde und Felsen begraben und ist eine äußerst plastische Predigt für diejenigen Naturverehrer, die in der Natur blos Harmonie und die höchste Offenbarung der Weisheit und Güte des Schöpfers erblicken. Aber der Schöpfer gestattet ja die Zerstörung? — Ja, und hätte er nicht ein schöneres Goldauthal hinter diesem, in welchem Braut und Bräutigam ihren Hochzeitszug vollenden und in die ewigen Hütten eingehen können, dann — — wäre der Schöpfer nicht gütig und kein väterlicher Gott. Aber was sagt uns denn die Natur von diesem jenseitigen Goldau, von diesem Jenseits des Bergsturzes und der Zerstörung?

Luzern, am 30. Aug.

Zeitig an diesem schönen Morgen fuhren wir in einem kleinen offnen Wagen am Lowertzsee entlang, aus dem Canton Schwyz in den Canton Luzern. Die ganze Gegend gleicht einem großen Obstgarten. Auf den Wiesen war man mit der zweiten Heuernte beschäftigt. Der Mensch hat in dieser Gegend den Boden so hoch hinauf cultivirt, als es nur möglich gewesen ist, kämpfend gegen Gebirge und gegen Kälte, um eine Fußbreite Ackerland zu gewinnen. Sogar auf großen Steinen hat man Erde zusammengehäuft nnd einige Kartoffeln und blühende Gewächse hineingepflanzt. Es nährt und erfreut das Herz, diese Sorgfalt um die nahrungspendende Erde zu sehen!

In der sogenannten „Hohlen Gasse" bei Küßnacht (einem Hohlweg, der sich zwischen Bäumen und buschbewachsenen hohen Rasenabhängen hinwindet) zeigte man uns die Stelle, wo Tell sich verbarg, als er Geßlern erschoß — eine nicht eben ehrenhafte That —, und am

Ufer hat man eine Kapelle mit Bildern und Schildereien zu seiner Ehre erbaut. Die Dampfbootfahrt auf dem Vierwaldstädtersee von Küßnacht aus war herrlich, zwischen den großen Bergen Pilatus, Rigi u. a. nach Luzern, das am obern Ende des Sees seinen Kai mit schönen Häusern, und seine Kirchthürme so stattlich ausbreitet, daß man sich einer bedeutenden Stadt zu nähern glaubt. Aber Luzerns Bedeutung liegt nicht in seiner Größe, sie liegt vielmehr in seiner herrlichen Lage und in seinem Leben. Zu den äußern großen Zügen der erstern gehört die Reuß, die hier gleich einem Wasserfall aus dem See hervorstürzt, und über deren reißende smaragdgrüne Wogen, landeinwärts rollend, drei Brücken geschlagen sind, deren eine recht eigenthümlich mit einer Menge Malereien aus der Schweizergeschichte geschmückt ist. Zu dem äußern Leben gehören auch eine Menge Dampfboote, die hier alle Tage mit zahlreichen Reisenden ankommen, welche den schönen Kai mit seinen Hotels und Cafés zu einem pariser Boulevard umwandeln. Zu dem innern, aber gleichzeitig auch zu dem äußern Leben kann man auch die Gewerbausstellung des Cantons rechnen, die man gegenwärtig hier besucht, und auf der man die großartige Entwickelung mannichfacher gewerblicher Branchen und schöner Industrie bewundern muß. Das Eigenthümlichste darunter schien mir ein vollstimmiger Chor von Kuhglocken, von der größten bis zur kleinsten, wie sie von den Hornviehheerden in der Schweiz getragen zu werden pflegen. Wenn man an einer Schnur zog, wurden sämmtliche Glocken in Bewegung gesetzt, und brachten — wiewol mit einer beinahe betäubenden Wirkung — den melodischen Zusammenklang hervor, der mich oft erfreut hat, wenn ich ihn oben auf den Bergen gehört habe.

Einzig in seiner Art ist ein Kunstwerk, le lion de Lucerne genannt, und zur Erinnerung an die Soldaten der Schweizergarde ausgeführt, die am 10. Aug. 1792 in Paris niedergemetzelt wurden, während sie den unglück-

lichen König Ludwig XVI. zu vertheidigen suchten. Heute Morgen habe ich diesen Löwen besucht. Die Sonnenstrahlen schmiegten sich durch die Bäume, um dieses schöne Denkmal zu liebkosen. Es ist in die feste Felswand eingehauen. Ein kolossaler Löwe sinkt sterbend, von Pfeilen getroffen, zusammen, indem er sich noch im Tode zu vertheidigen sucht. Der Ausdruck von Unwillen und Schmerz in dem Antlitz des edeln Thieres ist unbeschreiblich. Man möchte fast sagen, daß es weine. Es rührt mich bis zum Weinen. Die Zeichnung ist von Thorwaldsen, diesem Sohn Islands, der jedem seiner Werke das Gepräge eines Lebens aufzudrücken weiß, wie es nur der Genius einzuhauchen vermag. Am Fuß der Felswand und des Löwen liegt ein kleiner Teich, tief und dunkel, der das Löwenbild, die schattigen Bäume rings um dasselbe und den Himmel abspiegelt, welcher durch die Bäume blickt.

Einzig in seiner Art ist aber auch das Panorama des Rigi, welches dessen künstlerischer Darsteller, ein gewisser Herr Meyer, jetzt hier ausgestellt hat. Man sieht die Morgenröthe emporsteigen und die Sonne über der großartigen Gegend, die mit bewundernswürdiger Treue abgebildet sein soll, untergehen. Ich werde vielleicht bald aus eigener Erfahrung darüber urtheilen können, denn heute Nachmittag wollen wir den Rigi besteigen. Aber ohne schönes Wetter sieht man dort — nichts. Der Berg Pilatus trägt eine Nachtmütze von Wolken und das bedeutet Regen, wie man sagt. Herrn Meyer's Panorama wird also vielleicht meine einzige Aussicht vom Rigi bleiben. Um dieses Panorama auszuführen, soll er den Rigi hundertundzwanzigmal bestiegen haben!

Rigi-Kulm, am 1. Sept.

Es gibt unleugbar so etwas wie „Glück hinsichtlich des Wetters". Und ohne im Besitz dieses Glücks zu sein,

sollte man gar nicht reisen, denn alles Vergnügen auf der Reise hängt vom Wetter ab. Ich bin so glücklich, etwas von diesem Glück zu besitzen, und das habe ich jetzt eben auch auf dem Rigi erfahren.

Das Wetter wurde gestern Nachmittag schön und still, als wir von Küßnacht aus den Rigi bestiegen, ich auf einer trägen Rosinante, die bedeutend mehr Lust hatte, an der Seite des Wegs zu weiden, als auf dem Wege vorwärts zu schreiten. Ruhig und blau wie der Spiegel des Himmels lagen die Seen, die wir unter uns zurückließen, und die immer kleiner und kleiner zu werden schienen, je höher wir emporkletterten. Der Weg ist überall breit und in sehr gutem Stande; die Aussichten sind großartig. Nach dreistündigem Aufwärtssteigen näherten wir uns der Spitze des Rigi. Auf der untern Region desselben, oder auf Rigi-Scheideck, sagte man uns, daß im Hotel Rigi-Kulm alles überfüllt sei. Wir würden daselbst unmöglich ein Nachtlager erhalten können, weil so sehr viel Reisende dorthin gekommen wären, um das gegenwärtige schöne Wetter zu benutzen. Ich wollte aber dessenungeachtet den Versuch wagen, auf dem Rigi-Kulm über Nacht zu bleiben. Als wir aber eine halbe Stunde später dem großen Hotel auf dem Gipfel des Bergs näher kamen, sahen wir von allen Seiten ganze Karavanen Reisender zu Pferde und auf Tragsesseln dort anlangen. Ein dicker Herr wurde von acht Mann getragen. Seufzend und scherzend sagte ich meinem Freund, daß ich mein Schicksal voraussähe, die Nacht à la belle étoile unter meinem Regenschirm zubringen zu müssen.

Als wir vor dem Hotel ankamen, empfingen uns die Worte: — „Alles ist besetzt! Gegen hundert Gäste haben sich Zimmer vorausbestellt!“ — Aber die freundliche hübsche Wirthin setzte doch tröstend für mich hinzu: — „Warten Sie nur ein bischen, und beunruhigen Sie sich nicht! Ich werde es schon so einzurichten wissen, daß Sie ein kleines Stübchen bekommen. Aber Sie müssen sich

damit begnügen." — — „Ich begnüge mich mit allem", — versicherte ich — „wenn ich nur ein Dach über meinem Haupt und Schutz gegen die Kälte der Nacht habe!

Mein Freund hatte sich bereits auf Rigi-Scheideck einquartiert. Und nun überließen wir uns in Ruhe der Betrachtung dieses großen Schauspiels. Dieses ist, soviel man weiß, in Bezug auf den Umfang der Fernsicht eines der größten auf der Erde; aber großartig und schön in anderer Beziehung kann ich es nicht nennen. Man sieht die Erde wie eine Landkarte unter seinen Füßen, und die riesenhohen Alpen sehen aus wie kleine weiße Zuckerhüte ringsum den Horizont. Allein jetzt begann die Sonne Abschied von der Erde zu nehmen, und dieser Anblick war hier von wunderbarer Pracht und Schönheit. Die anwesenden hundert Gäste standen in mannichfaltigen Gruppirungen auf dem weiten Plateau, und betrachteten, wie wir, dieses großartige Schauspiel, jedoch nicht so schweigsam wie wir. Diese bunte Menschenmenge, diese verschiedenen Physiognomien, diese Unruhe und dieses Geräusch bildeten schon an sich ein Gemälde, das man nicht ohne Interesse betrachten konnte.

Jetzt ertönt ein Alphorn mit trompetenartigem Klang, und gibt zu erkennen, daß die Sonne untergegangen und das Schauspiel vorüber ist, und daß man das Abendessen einnehmen kann. Die Einhundert kommen nun schnell in Bewegung und strömen sammt und sonders ins Hotel hinunter. Bald ist die große Tafel daselbst besetzt. Man ißt und trinkt, man lacht und schwatzt. Einige Tiroler liefern Tafelmusik, sie spielen, singen und jodeln. Ich nahm hastig ein Butterbrot und eine Tasse Thee zu mir, und eilte dann wieder hinab und auf die Höhe. Ich wußte, daß ich nun etwas ungewöhnlich Prachtvolles sehen würde — das Schauspiel nach dem Untergang der Sonne. Und so war es!

Der westliche und südliche Theil des Horizonts glühte wie ein Ring vom hellsten Feuer um die dunkle Erde,

deren niedriger gelegene Gegenden nun dem Auge ganz verschwunden waren; — Finsterniß lag auf der Tiefe. Aber im Norden erhoben sich dunkle Riesengestalten, drohend, wie aus der Heimat der ewigen Nacht. Diese beiden Halbkreise, diese beiden Umarmungen, des Lichts und der Finsterniß, welche hier die Erde umschlossen, die Erde mit aller ihrer Lust und mit allen ihren Qualen, dieser flammende Tag, diese rabenschwarze geheimnißvolle Nacht, in einem Kreise — das war ein Anblick, dessen Wirkung ich vergebens zu schildern suchen würde. Es kam mir vor, als ob ein nicht starkes Hirn Schwindel davon bekommen könnte — für immer. Aber Reisenden, welche das Starke in Farben und Eindrücken lieben, rathe ich dringend an, auf dem Rigi den Umblick nach dem Untergang der Sonne nicht zu unterlassen. Ich verbrachte ganz allein über eine halbe Stunde auf der Höhe. Als ich wieder ins Wirthshaus zurückkam, saß man dort noch bei Tische, aß, trank und plauderte. Und die Tiroler spielten und sangen noch immer.

Dann ging man zu Bette. Ich hatte meine Wohnung in einem kleinen Dachstübchen bekommen, in welchem recht nett und sauber ein kleines Bett, ein Stuhl und ein Tisch aufgestellt worden war. Es war auch ein großes Fenster darin, das sich fast über meinem Kopfkissen befand; und als ich mein Licht ausgelöscht hatte, sieh — da strahlte über mir ein Stern, so groß und so hell, daß er mir — — — in die Seele leuchtete und ich nicht schlafen konnte. Einen solchen Sternenhimmel, wie er sich in dieser Nacht auf dem Rigi zeigte, habe ich noch nie gesehen. Kein Wunder, daß er mich wach erhielt und mich allen seinen Abwechselungen bis zum Erglühen der Morgenröthe und bis zum Erbleichen derselben beim Aufgang der Sonne folgen ließ. Und nun hörte ich das Alphorn wieder ertönen. Das war das Signal beim Aufgang der Sonne. Ich eilte hinaus. Die Einhundert strömten durcheinander auf das Plateau hinaus, mit

Costümen und Physiognomien, die ziemlich verwirrt und schlaftrunken aussahen.

Die Erde erschien immer noch „öde" und „leer", überdeckt von den Schatten der Nacht. Aber allmählich wurden die letztern heller, und man erblickte die kleinen Seen unten, von dichten Wolkendecken verhüllt, wie von weißer Baumwolle. Ein Herr mit ein paar Frauenzimmern trat heraus auf die Bergspitze. — „Seht!" — rief er französisch, indem er auf die mit Wolken bedeckten Stellen zeigte — „seht, das ist der ewige Schnee!" — „Voilà la glace, voilà les neiges éternelles!" — Und da man rings um ihn lachte, begann er unter staunenden Ausrufungen: — „Quoi? — Comment? — Ce n'est pas? — Mais — Ah!" — u. s. w. zur Besinnung und zur Einsicht seines Misgriffs zu kommen, über den er nun selbst gutmüthig lächelte.

Und nun steht man in stiller Erwartung dessen, was kommen wird. Die ganze Gegend wird allmählich heller und auf den weißen Zinnen der Alpen des Oberlandes, erscheint ein zunehmender Glanz. Die Alphörner ertönen wieder, und bald danach blitzt ein blendender Strahl über die zackigen Berge im Canton Glarus. Die Riesen des Oberlandes erglänzen bei diesem Strahl, und bald erhellt sich der ganze Erdkreis im Licht der Sonne. Aber über den Seen scheint sich der Nebel immer dichter zu sammeln und von da aus über die näher liegenden Gegenden zu verbreiten. Das Morgenschauspiel ist nun vorüber, und die Einhundert strömen ins Hotel zurück, um zu frühstücken; ich folge dem Menschenstrom.

Es war Sonntag. Ich hatte mich entschlossen, diesen Tag über auf dem Rigi zu bleiben, um die Aussicht von demselben recht zu genießen. Der größere Theil der hundert Gäste verließ den Berg bald nach dem Frühstück. Auf dem Rigi findet um diese Jahreszeit eine beständige Ebbe und Flut von Menschen statt.

Ich ging und setzte mich auf eine Spitze des hohen

Plateaus. Die Nebel hatten sich von den Seen rings über das umliegende Land verbreitet, sodaß man nicht das Geringste von dessen Gebäuden, Feldern und Hügeln sah. Ein leichter Wolkenschleier bedeckte alles. Ueber demselben stiegen einsam die meisten zackigen Spitzen der Alpen empor, und über denselben und zugleich über uns wölbte sich hochblau ein vollkommen wolkenloser Himmel.

„Wüßten doch die Menschen da unten unter dem Wolkenschleier, wie hell und klar es hier oben ist!" — dachte ich, indem ich diejenigen bedauerte, über denen dieser graue Wolkenhimmel ruhte und ihnen die Sonne verbarg. Da begannen die Kirchenglocken unten zu läuten. Sie läuteten zum Gottesdienst. Es schien mir, als ob ihre hellen Töne durch die Wolkenhülle gedämpft würden. Aber bald wurde diese von den Sonnenstrahlen durchdrungen oder von einem Luftzug zerrissen, den ich auf der Höhe, auf welcher ich saß, nicht fühlte; und aus dem zerrissenen Nebelschleier traten nach und nach Städte und Kirchen, Dörfer, Wälder, Felder, Seen und Flüsse hervor. Der erste See, welcher sichtbar wurde, blau und klar, war der kleine Bergsee Egeri, dann der Vierwaldstädtersee, Zug, Sarnen u. a. m. Allmählich entrollte sich die ganze Gegend — es war ein bezauberndes Schauspiel. Aber als sie nun da lag, in ihrer ganzen Ausdehnung und im vollen Lichte des Tags, diese schöne reiche Erde, da war es vorüber mit der Schönheit und mit dem Vergnügen. Alle Gegenstände erschienen so erbärmlich klein, und die Menschen sah man gar nicht. Die Landschaft lag unbeweglich und leblos da — wie eine Landkarte. Wol sah man mehrere von den Orten, die in der Schweizergeschichte durch große Schlachten und heldenmüthige Thaten berühmt geworden sind; aber ihre Größe verschwand gewissermaßen bei der Kleinheit der Stückchen Erde, auf denen sie ausgeführt worden waren. Eroberungslustige Männer sollten die Erde von solchen Höhen, wie vom Rigi, betrachten. Ich glaube, daß sie

sich dann wol fragen würden, ob es denn der Mühe werth sei, für einige Fuß breit Erde Blut zu vergießen. Nur wenn der Kampf höhern Interessen gilt, werden dessen Daten groß und bedeutend, wenn sie auch auf einem kleinen Punkt geschehen sind.

Während des Vormittags lasen Venchaud und ich in dem Brief an die Römer. Die einzelnen Kapitel desselben müssen in dem Zusammenhang, in welchem sie mit dem ganzen Briefe stehen, betrachtet werden; nur auf diese Weise kann ihr wahrer Sinn verstanden werden. Wir lasen auch aus Venchaud's „Abhandlung von dem Gewissen". Dieselbe betrachtet diesen innersten Richter im Menschen als die höchste Wahrheit, in ihrer Entwickelung von einem ganz elementären Zustande bis zum vollständigen und concreten christlichen Bewußtsein. Ich mache meine Einwendungen gegen Verschiedenes darin, aber ich kann mich nicht genug darüber aussprechen, wie vortrefflich und bedeutend ich diese Arbeit in ihrer Tendenz, wie in ihrer Ausführung finde. Solche Arbeiten sind gerade in dieser Zeit von großer Bedeutung. Aber Venchaud's große Gewissenhaftigkeit hindert ihn wol, mit dem „Gewissen" jemals ganz fertig zu werden.

Den Nachmittag haben wir mit der Betrachtung der Alpenlandschaft zugebracht. Der Himmel war hell geworden und die Luft so still, daß die Seen spiegelhell erschienen. Eine kleine Fliege, nicht größer als ein Punkt, zeigte sich, dann und wann über die Wasserfläche hinfahrend; es war ein Dampfboot. Endlich wurde ich dieses unbeweglichen Schauspiels und der Landkartennatur desselben herzlich überdrüßig. Ich sehnte mich hinunter nach rauschenden Bäumen, nach murmelnden Bächen, nach Blumen und Vögeln, nach Menschen, nach liebenden, leidenden, thätigen Menschen! Der Abend ist schön, doch nicht ganz so schön, wie der gestrige.

Sarnen, am 3. Sept.

Hier ist ein paar Tage gut ausruhen nach dem mühsamen Heruntersteigen vom Rigi, das wir zu Fuße unternahmen. Durch eine Landschaft von idyllischer Schönheit und Fruchtbarkeit reisten wir nach Stanz, der Hauptstadt von Unterwalden und der kleinsten Hauptstadt, die ich je gesehen habe. In klösterlicher Stille liegt sie zwischen Bergen gebettet da; aber sie ist eine Wiege heldenmüthiger Seelen. Arnold von Winkelried wurde daselbst geboren, und während des Religionskriegs haben junge Mädchen dort für ihren Glauben gekämpft, und sind mit den Waffen in der Hand gestorben. Die gegenwärtige größte Berühmtheit dieser kleinen Stadt ist der Maler Deschwander, der berühmteste Künstler in der deutschen Schweiz. Wir besuchten ihn vormittags, und fanden in ihm einen kleinen Mann mit großen seelenvollen Augen und stillem Wesen. Er hatte Pinsel und Palette in der Hand, und war von Bildern der Engel und der Heiligen und von Gemälden aus der Heiligen Geschichte umgeben, die er für die Kirchen und Kapellen der katholischen Cantone ausführt. Seine Engel kamen mir wahrhaft engelgleich vor, seine Madonnen mit dem Christuskinde sehr schön, aber nicht tief genug im Ausdruck. Das bedeutendste seiner Gemälde scheint mir das zu sein, an welchem er jetzt eben malte und das für die Domkirche von Chur, der Hauptstadt Graubündtens, bestimmt ist. Es ist ziemlich groß und stellt den Tod des Stephanus vor. Stephanus ist im Mittelpunkt des Gemäldes auf die Knie gesunken und hält sein in Entzücken strahlendes Gesicht zum Himmel emporgerichtet. Links von ihm erblickt man Leute aus dem niedrigsten Pöbel, die ihn steinigen, wüthende, blutdürstige Halbmenschen, die eben Blut gekostet haben, nun nach mehr Blut dürsten und sich blind auf das Opfer losstürzen, dessen Reinheit ihre Roheit reizt. Zur rechten sieht man mehrere Pharisäer, die sich mit unbeschreiblichem Hohn

in den Blicken und auf den Lippen entfernen; nur Saulus bleibt zurück und scheint überrascht. Man gewahrt deutlich, daß eben Ahnungen und Gedanken in ihm erstehen, die später zum Ausbruch kommen, in der Stunde, da er eine Stimme rufen hört: — „Saulus, warum verfolgst du mich? — Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken!" — Der Ausdruck in dem sterbenden Stephanus ist der Stachel, der zum ersten mal in sein Herz dringt.

Deschwander's Bild hat mich die Bekehrung Paulus' besser verstehen lernen. Getrennt von der Welt, in seiner klösterlichen Stille, scheint Deschwander aus der Tiefe seiner eigenen Seele Eingebungen und Ideale zu schöpfen, welche Reinheit und Schönheit, aber nicht in demselben Verhältniß Kraft besitzen. Doch ist sein Paulus schön, und er selbst ist einer der Glücklichen auf Erden.

Wir besuchten auch Winkelried's Wohnung oder vielmehr die Stelle, welche dafür ausgegeben wird — ein schönes, aber verfallenes Landhaus mit Garten. Die Gemächer mit ihren altmodischen Verzierungen deuten auf aristokratische Verhältnisse.

An diesem schönen Abend reisten wir nach Sarnen, der Hauptstadt des obern Unterwalden (Obwalden). Die vornehmste Merkwürdigkeit dieser kleinen Stadt scheinen die Erinnerungen an Nicholas de Flue (Nikolaus von der Flüe) und seine Einsiedlerzelle in der Nähe zu sein. Dieser berühmteste Heilige der katholischen Cantone (im Jahre 1417 geboren) war ein wohlhabender Mann vom Adel des Landes. In einem Alter von funfzig Jahren verließ er Haus und Hof und seine zahlreiche Familie, von welcher das jüngste Kind noch auf dem Arme der Mutter getragen wurde, um sich einem Leben der Armuth, der Fasten und des Gebets in einer weit von Menschen entfernten Einsamkeit zu widmen. So wollte er nur für Gott und göttliche Dinge leben. Diesen misverstandenen

Gottesdienst übte er länger als fünfundzwanzig Jahre, während deren er viele Wunder verrichtet haben soll.

Wir sind heute bei einem Staubregen unter dem Schutz der Regenschirme in das romantische Melchthal gepilgert, in welchem er sein Einsiedlerleben führte. Der weißlichgraue Melchstrom braust wild durch dieses enge Thal. Die Umgebungen desselben sind jedoch mild, mit schattigen Bäumen und grünen Rasenabhängen. Die Wohnung des „Bruder Klaus" (so wird Nikolaus von der Flüe während seines Mönchslebens genannt) steht noch an einer Felsenwand in der Nähe des Stroms, eine kleine elende Hütte mit kleinen viereckigen Fensterlöchern. Man sieht hier noch das durch den langen Gebrauch glatt gewordene Bret, das ihm zur Lagerstätte diente, und einen auf dieselbe Weise geglätteten Stein, der sein Kopfkissen war. Die Wände der Hütte, und noch mehr die der kleinen Kapelle in der Nachbarschaft, sind voll von Ex-Votos zu seiner Ehre. Die Kapelle hat außerdem eine Reihe von Gemälden aus seinem Leben, von denen die meisten mehr oder weniger ungereimte, wunderbare Begebenheiten darstellen. Auch sein Pferd scheint Antheil an seiner Heiligenglorie zu haben, denn man sieht auf einem dieser Gemälde eine merkwürdige weiße Blume aus dem Munde seines Pferdes hervorwachsen. Die Bevölkerung der hiesigen Gegend scheint eine wahrhaft fanatische Anhänglichkeit an sein Angedenken und eben solchen Glauben an seine Wunderkraft zu hegen. — „Betest du auch zu dem Bruder Klaus, wenn du in Noth bist?" — fragte ich unsere junge Aufwärterin und Tochter des Hauses in unserm Hotel Zum goldenen Schlüssel in Sarnen. — „Ja wohl!" — antwortete sie. — „Aber glaubst du nicht, daß der liebe Gott dich auch erhört, wenn du zu ihm betest?" — fragte ich weiter. — „O ja, aber die Hülfe kommt schneller, wenn man zu dem Bruder Klaus betet."

Es ist für protestantische Christen leicht, über die

Attribute zu lächeln, mit denen die Volksphantasie und Volkskindlichkeit in katholischen Ländern ihre Heiligen ausschmückt, und die denkende Welt der Gegenwart hat ein anderes und höheres Ideal vom christlichen Leben, als das ist, welches durch die sich selbst peinigenden und die Welt fliehenden Einsiedler repräsentirt wird. Aber das ist gewiß, daß diese Einsiedler, die sich selbst alles dessen berauben, was die Welt gewährt, über Kräfte verfügen, welche die Starken dieser Welt entbehren, und über Worte, welche die Herzen der Fürsten wie des Volks beherrschen. Niemand fürchten, als Gott allein, gibt eine unerschöpfliche Kraft.

Als die grausame Königin Agnes, um den Mord ihres Gemahls, des Kaisers Albrecht, zu rächen, Tausende von unschuldigen Männern, Weibern und Kindern martern und tödten ließ, in deren Blut sie sich — wie sie sagte — „wie in Morgenthau badete"; als sie mit dem Vermögen ihrer Opfer an der Stelle, auf welcher Albrecht gestorben war, das Kloster Königsfelden stiftete und darin selbst in einer prunkenden Heiligkeit lebte, die ihr die Bewunderung gedankenloser Menschen erwarb — da war es ein frommer Einsiedler, Berchtold Strobel, der ihr den Gehorsam verweigerte und sie die strengen Worte hören ließ: — „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, unschuldiges Blut zu vergießen und von dem Raub Klöster zu stiften. Gott hat mehr Gefallen an Güte und Erbarmen!" — Und als am Ende des 15. Jahrhunderts mehrere von den Schweizercantonen nach langen Zwistigkeiten nahe daran waren, in blutige Fehde miteinander zu gerathen — da war es der Bruder Klaus, dem es durch sein Auftreten auf dem Reichstage in Stanz, und durch seine rührenden und weisen Reden an die Eidgenossen gelang, sie von neuem zu vereinigen. Bern, Luzern und Zürich gaben ihr „Sonderbündniß" auf, alle Cantone machten sich gegenseitige Zugeständnisse, und Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft auf-

genommen. Wenige Jahre nachher, als er seinem Vaterlande diesen wichtigen Dienst geleistet hatte, starb Nikolas von der Flüe in einem Alter von siebzig Jahren. Während seines Einsiedlerlebens war er ein Friedensrichter und trefflicher Rathgeber für die Bevölkerung der ganzen Umgegend. Die von ihm vorhandenen Porträts stellen ihn als eine im höchsten Grade abgezehrte Gestalt in einer Kapuzinermönchskutte, barhäuptig und barfüßig dar. So wird er auch bei seinem Auftreten auf dem Reichstage in Stanz abgebildet.

In den Cantonen Uri, Unterwalden und Schwyz, den kleinsten und ärmsten des Schweizerlandes, haben wir nur selten einen Armen und nicht einen einzigen Bettler getroffen. So gut sorgt die Regierung für das Wohl des Landes. Das Land ist überall schön und wohl angebaut.

Während unserer Ruhestunden in dieser Stadt haben wir den Schluß der Paulinischen Kapitel über die Prädestination gelesen. Ihr Sinn scheint uns, im ganzen genommen, folgender zu sein: — Vorausbestimmung ist zwischen Volk und Volk, zwischen Menschen und Menschen etwas Relatives. Der eine wird früher, der andere später berufen, in das Reich Gottes einzutreten. Wenn der Erstberufene seine Berufung misachtet, so wird er verworfen und ein anderer tritt dafür an seine Stelle ein. Aber der erste kann wieder berufen werden, wenn er danach strebt, und „so wird ganz Israel selig".

Diese Lectüre hat einen äußerst günstigen und beruhigenden Eindruck auf mich gemacht. Die Lehre des Paulus ist hier keine andere als die, welche die Liebe wünscht und das Gewissen billigen muß, wenn es mit dem Propheten an einen gerechten Gott und Herrn glaubt, „der alle Menschen nacheinander ruft vom Anfang her". *)

*) Jesaias 41, 4.

Zürich, am 6. Sept.

Nach Zürich, der heitern Stadt, ihrer Gastfreundlichkeit gegen Fremde, ihrer Freiheit und ihrer Wissenschaft halber bekannt, auch häufig Schweiz-Athen genannt — kamen wir vor einigen Tagen. Zu früher Morgenzeit reisten wir von Luzern über Albis. Die Luft war kalt; während der Nacht war Schnee auf den Bergen gefallen. Wir fuhren in einem Omnibus. Einige Herren, die darin mitfuhren, erzählten von einer Revolution, die Tags vorher in Neufchatel ausgebrochen sein sollte. „Die Berge" — wurde gesagt — „seien in die Stadt herniedergestiegen" (les montagnes sont descendues sur la ville) und hätten dieselbe im Namen des Königs von Preußen eingenommen. Alle sprachen ihr Erstaunen über dieses Ereigniß aus. Ob dasselbe etwas mehr werden wird, als die schweizerischen Revolutionen, welche Voltaire „une tempète dans un verre d'eau" zu nennen pflegte, oder ob es gar Veranlassüng zu einem größern Kriege geben wird, wird die Zukunft zeigen. Niemand wagte eine Vorhersagung darüber.

Wir fuhren durch den kleinen Canton Zug, dessen gesammte Bevölkerung nicht mehr als siebzehntausend und einige hundert Seelen (meistens Katholiken) beträgt, der aber dessenungeachtet Sitz und Stimme in dem großen Bundesrathe neben Zürich und Bern einnimmt. Unbeschreiblich schön war von der Höhe des Albisbergs aus die sonnenbeglänzte Aussicht auf Zürich und dessen See mit seinen reich cultivirten und bebauten Ufern. In Zürich scheinen zwei Sonnen zu leuchten, denn alle Gesichter glänzten, als würden sie auch noch von einer innern Sonne beleuchtet. Und dem war auch so. Es gab ein großes Fest, und zwar das erste dieser Art, in der Schweiz. Sechstausend kleine Knaben aus den deutschen Cantonen, sämmtlich bereits waffenfähige Soldaten, waren seit mehreren Tagen in Zürich versammelt und hatten auf dem dasigen Marsfeld eine Schlacht dargestellt, die — ich weiß

nicht, in welchem Jahre — zwischen den Oesterreichern und Franzosen in der Nähe der Stadt geschlagen worden war. Alle diese Kinder waren bei den bessern Familien der Stadt einquartiert, und alles schien mit wahrer Herzenslust an diesem militärischen Kinderfeste theilzunehmen.

Dieses Fest hatte die Stadt mit Reisenden gefüllt, sodaß weder in dem großen Hotel Bauer, noch in den übrigen Hotels Zimmer zu bekommen waren. Aber diese Verlegenheit brachte mir gerade Glück. Ich empfing ein Zimmer und dazu die liebenswürdigste Gastfreundschaft in einem Privathause am Ufer der Limmat.

Nachmittags füllte sich die große Thalacher Straße in Zürich mit Menschen; aus allen Fenstern sahen Köpfe heraus, alle Blicke waren heiter, und alle sahen mit dem Ausdruck des Erwartens nach einer Richtung hin. Aus weiter Entfernung vernahm man ein gewaltiges Trommeln, und auf allen Gesichtern stand deutlich zu lesen: — „Jetzt kommen sie!“ — Es war die Knabenlegion, die nach Beendigung des Mannövers und der Schlacht vor den Thoren in die Stadt einrückte. Und nun marschirten sie vorüber, die kleinen künftigen Vertheidiger des Vaterlandes, in geschlossenen Compagnien und Gliedern, cantonweise, in voller Uniform, mit fliegenden Fahnen und in vortrefflicher militärischer Haltung; an ihrer Spitze eine zahlreiche Truppe kleiner Trommelschläger, die so gut trommeln, als ob sie nie in ihrem Leben etwas anders gethan hätten. Es war in der That eine wahre Freude, diese sechstausend Knaben mit den Rosen der Kindheit auf ihren runden Wangen, dabei aber mit einem Ernst in ihrem Ausdruck und in ihrer Haltung zu sehen, als wüßten sie, daß sie bereits im Dienste des Vaterlandes ständen.

In dem Hause, in welchem ich Aufnahme gefunden hatte, waren zwei von den kleinen Helden der Zukunft einquartiert. Sie waren aus St.-Gallen, hübsche Knaben von neun bis zehn Jahren. Ich vermochte ihre Sprache nicht zu verstehen, und auch meine Wirthsleute

hatten Mühe, ihren St.-Gallendialekt zu verstehen; aber die Artigkeit und zugleich die Sicherheit, mit welcher sich diese beiden Kinder in dem fremden Hause und beim Abendessen benahmen, zeugte von der besten Erziehung. Sie waren äußerst hoffnungsreiche Exemplare der heranwachsenden Republik. Am Abend war, den sechstausend kleinen Mitbürgern zu Ehren, Feuerwerk in der Stadt.

Der Canton Zürich ist, nächst Bern, der volksreichste und unzweifelhaft auch der wohlhabendste unter den protestantischen Cantonen der Schweiz, und die Stadt Zürich eine der schönsten und blühendsten unter den schweizerischen Städten. Seitdem ihre Festungsmauern auf Befehl des Großen Raths niedergerissen worden sind, hat die Stadt sich sehr ausgebreitet, und entwickelt sich tagtäglich mehr nach allen Richtungen, wie ein lebenskräftiger Baum im Frühling. Wissenschaft, Industrie, wohlthätige Institute wachsen um die Wette, und Gärten und Anpflanzungen umgeben die wachsende Stadt mit Schönheit. Ihre Lage und die Aussichten, welche sie über den See und auf die Alpen bietet, gehören zu den herrlichsten in der Schweiz.

Die Volksbildung scheint auf einer sehr bedeutenden Stufe zu stehen. Während des Winters halten die Professoren der Universität allwöchentlich im Hotel de Ville Vorträge, jeder in seiner Wissenschaft, aber in populärer Form und für das Volk bestimmt. Geschmack für Kunst und Wissenschaft ist unter den arbeitenden Klassen heimisch. Ein Fleischer ist Gemäldesammler, zuweilen auch Maler, ein Tabackshändler ist Botaniker. Der reiche Fr. Ascher, der mehrere tausend Arbeiter in seinen großen mechanischen Werkstätten — aus denen Dampfboote für alle Seen der Republik hervorgehen — beschäftigt, sucht seinen Arbeitern auch Gelegenheit zu ihrer moralischen und intellectuellen Ausbildung zu verschaffen. Die Seidenweberei ernährt mehrere tausend Familien, ohne dieselben in Fabriken zusammenzudrängen. Man arbeitet auf dem Lande und in der eigenen Wohnung. Der Webstuhl steht

fast in jeder Hütte; die Landleute an den Matten und an den Alpen empfangen Bestellungen und Rohstoffe aus der Stadt, und tragen dann ihre fertigen glänzenden Gewebe dahin zurück.

An den Markttagen gewahrt man in Zürich eine Bewegung, welche deutlich zeigt, daß das Volk sich wohl und glücklich fühlt. Die Armen im Canton Zürich verhalten sich wie Eins zu Fünfunddreißig, während sie sich in Bern wie Eins zu Zehn verhalten. Cherbuliez, der Professor der Nationalökonomie an der hiesigen Universität, ist der Ansicht, dieses ungleiche Verhältniß komme namentlich daher, daß im Canton Bern der Staat zur Unterstützung der Armen verbunden ist, während in Zürich die Armen lediglich durch wohlthätige Gesellschaften unterstützt werden. Die Frauen von Zürich zeichnen sich besonders durch verständige Mitwirksamkeit in diesen Gesellschaften aus, und machen sich vorzugsweise durch die Pflege der Kinder, der Alten und der Kranken verdient. Mathilde Ascher — die Tochter des erwähnten reichen Fabrikherrn — wird von allen Bedürftigen als ein Engel der Güte und Barmherzigkeit genannt. Unter den hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten hat mich ganz besonders die neuerlich eingerichtete „Pfründneranstalt" interessirt, in welcher mehr als siebzig alte Männer und Frauen aus dem Bürgerstand Wohnung und Beköstigung im Alter erhalten. Ich fand unter den Pfründnern zwei bejahrte Gatten, welche versicherten, daß sie sich während ihres ganzen vergangenen Lebens nicht so wohl befunden hätten, wie sie sich jetzt befänden. Jedes von beiden war 69 Jahre alt. Die Frau konnte vor freudigem Weinen kaum sprechen. Die gesunde Luft, die schöne Aussicht, der schöne Park unmittelbar an der Anstalt, alles legt ein schönes Zeugniß von der Pietät und von der richtigen Einsicht der Stifter bei der Begründung dieses Instituts ab. Auf dem wohlgedeckten Mittagstisch stand vor jedem Couvert eine Flasche Wein. Dreimal täglich werden die

alten Leute mit Kaffee bewirthet. Ein Lebehoch den Gütigen, die so daran denken, die Alten zu beleben!

Von den hiesigen wissenschaftlichen Anstalten habe ich das antiquarische Museum und die darin befindlichen celtischen Alterthümer gesehen, die man in den Seen der Schweiz gefunden hat. Aus diesen hat man die ältesten Waffen, Hausgeräthe und Zierathen der Ureinwohner des Landes herausgefischt und dadurch die Ansicht, welche schweizerische Alterthumsforscher zu fassen begonnen haben, nicht wenig bestärkt gefunden, daß nämlich die ältesten Bewohner der Schweiz ihre Wohnungen auf Pfählen in den Seen erbaut haben. Der Herr Bibliothekar Weise, der mir diese interessanten Antiquitäten (welche übrigens den von den Ureinwohnern Schwedens aufgefundenen sehr ähnlich sind) zeigte, machte mich auf ein Document aufmerksam, welches Wilhelm Tell betrifft und von ihm ganz kürzlich erst in dem sogenannten „weißen Buch" im Archiv von Unterwalden aufgefunden worden ist. In diesem alten Werk aus dem 15. Jahrhundert wird die Geschichte Wilhelm Tell's einfach und ausführlich, in allen Hauptzügen aber ganz in derselben Weise erzählt, wie sie in der Erinnerung des Volks lebt. Sprache und Schreibart der Erzählung zeugen von dem Alter und der Ursprünglichkeit des Buchs.

Nun muß ich aber das lebensvolle, an manchem Interesse reiche Zürich verlassen, um auf einige Tage Einsiedeln, das schweizerische Delphi, zu besuchen, wohin noch jetzt alljährlich Hunderttausende von Pilgern aus allen Gegenden der katholischen Schweiz und auch aus deutschen Ländern wallfahrten, und wo eben jetzt ein großes Fest gefeiert werden soll. Ich wünsche das Leben in der schweizerischen Republik in allen seinen Erscheinungen zu sehen.

Am 10. Sept.

Penchaud und ich saßen auf dem Dampfschiff am Ufer des Zürichersees und warteten darauf, daß dasselbe absegeln und uns nach Richterschwyl, auf dem Wege nach Einsiedeln, bringen sollte; da sah ich einen jungen Mann von besonders angenehmem Aeußern hastig über das Verdeck schreiten und mit freundlichen Blicken auf uns zukommen. Er stellte sich vor meinen Reisegefährten hin, und sprach blos den Namen Penchaud aus. Dieser blickte auf, stieß einen Freudenruf aus, sein ganzes Gesicht verklärte sich und beide Männer lagen einander in den Armen. Sie hatten in Lausanne zusammen studirt, und zwar zu einer Zeit, als — wie mir Frau Penchaud versichert hatte — die jungen Mädchen der Stadt die studirenden jungen Männer um das Glück beneidet hatten, unter solchen Lehrern wie Vinet, Charles Secretan u. a. zu studiren, und als — wie mir Penchaud versichert hatte — die Schüler dieser Lehrer sich zu Unterredungen über die höchsten Gegenstände des Wissens zu versammeln pflegten, und bei der Besprechung derselben bis nachts um 1 oder 2 Uhr zusammenblieben, und dann nach Hause gingen, „Arm in Arm in einem wahren Enthusiasmus von Freundschaft". Acht Jahre waren seitdem vergangen. Penchaud hatte, nachdem er ganz Frankreich zu Fuß durchwandert, das Evangelium predigend und die Heiligen Schriften verbreitend, sich in der Schweiz verheirathet und in einem der Gebirgsthäler wohnhaft gemacht. Der junge Vogel, sein eben jetzt erschienener Freund, war Lehrer an einem technologischen Institut in Würtemberg geworden. Während der ganzen seitdem verflossenen Zeit hatten sie einander nicht gesehen. Bei Penchaud's Ankunft in Zürich hatte Vogel's Mutter, die daselbst wohnhaft ist, ihrem Sohne diese Nachricht telegraphiren lassen.

— „Und du bist diesen ganzen langen Weg blos meinetwegen gekommen?" — rief Penchaud gerührt. — „Und nun muß ich gerade abreisen!"

— „Aber ich reise mit dir! Ebendeshalb bin ich ja hier!"

— „O, das ist entzückend!"

Und nun setzte sich das Dampfschiff in Bewegung, und die beiden Freunde setzten sich unter innigen Herzensergießungen dicht nebeneinander. Ich aber hatte den Genuß, ihr beiderseitiges Glück zu sehen und in dem Anblick der schönen, reich bebauten Ufer des Züricherseees zu schwelgen. Blühende Landsitze und Fabriken mit hohen rauchenden Schornsteinen lagen zwischen Wäldern und Feldern. Vor uns, in der Ferne, erhoben sich die schneeigen Alpen von Glarus und Appenzell. Bei Richterschwyl nahmen wir einen Wagen und fuhren in den Canton Schwyz. Das Wetter wurde inzwischen stürmisch, und der Sturm brachte Regen mit sich. In Regen und Finsterniß kamen wir nach einer dreistündigen Fahrt in den kleinen Ort Einsiedeln an, der zum größten Theil aus Herbergen und Wirthshäusern für Wallfahrer nach dem Kloster und dessen Marienbild besteht. Aus allen Fenstern der Stadt strahlte uns Licht entgegen. Zehntausend Pilger sollten zu dem Feste des folgenden Tags bereits angekommen sein. Ein Empfehlungsbrief, den ich abgab, verschaffte uns jedoch noch Unterkommen und eine recht freundliche Aufnahme im Gasthof zum Pfau.

San-Loretto in Italien, St.-Jakob von Compostella in Spanien und Einsiedeln — oder Nôtre Dame des Eremits — in der Schweiz sind die berühmten Wallfahrtsorte in Europa. Es sind nun mehrere Jahrhunderte, als — nach der Chronik — Meinrad Graf von Sulgau an der Donau sich eine Eremitenklause auf dem Gipfel des Etzel und eine Kapelle für ein wunderthätiges Marienbild erbaute, welches ihm die Aebtissin Hildegard in Zürich gegeben hatte. Er wurde im Jahre 803 ermordet, aber seine Mörder wurden durch die Raben verrathen, die dem heiligen Mann seine Nahrung gebracht hatten. Nach Meinrad's Tod begann sich das Gerücht

von seiner Heiligkeit zu verbreiten, und man erbaute auf der Stelle, auf welcher seine Zelle gestanden hatte, ein Benedictinerkloster. Legenden und Träume verkündigten, daß der Herr diesen neuen Tempel zu einem heiligen Ort auserwählt hatte. Eine päpstliche Bulle von Leo VIII. bekräftigte diese Verkündigung und gewährte allen Wallfahrern nach Nôtre Dame des Eremites eine „indulgentia plenaria". Die gläubige (oder abergläubische) Menge strömte dahin, und das neue Kloster wurde nächst dem zu St.-Gallen das reichste in der Schweiz. Rudolf von Habsburg erhob den Abt desselben zum Reichsfürsten. Es bildete sich um ihn ein Hof, und er wurde Herr über große Ländereien. Noch heutzutage ist das Kloster Einsiedeln das angesehenste in der Schweiz, und der Abt desselben, gewöhnlich aus einer der vornehmsten Familien des Landes, wird in den katholischen Cantonen der Fürst von Einsiedeln genannt. Die Anzahl der Pilger beträgt noch nahe an 150000 alljährlich, und soll seit dem Jahre 1848 im Steigen sein. Die Mönche und Geistlichen des Klosters beschäftigen sich mit der Erziehung der Jugend. Im Klosterseminar ist Raum für hundert Seminaristen. Es hat eine eigene Druckerei, eine bedeutende Bibliothek, physikalische und mineralogische Sammlungen u. s. w.

Das Fest, welches jetzt gefeiert werden sollte — eins der vornehmsten Feste des Jahres in Einsiedeln — war die Verkündigung der Engel, von dem Bischof von Constanz zur Mitternachtsstunde gehört und ihm verkündigend, daß der Erlöser selbst, von Legionen Engeln umgeben, den Tempel gesegnet habe. Dies war am 8. Sept. 948. Am 8. Sept. 1856 ging ich beim ersten Morgengrauen mit meinen beiden Reisegefährten zu dem berühmten Tempel. Der Morgen war feucht und kalt, aber die Sterne blickten durch die Wolken, die sich zu vertheilen schienen und uns auf einen klaren Tag hoffen ließen.

Das Klostergebäude selbst ist groß und palastähnlich.

In der Kirche war es so dunkel, daß wir von der berühmten Schönheit und Pracht derselben wenig wahrnehmen konnten. Zahlreiche Gruppen standen oder lagen nach allen Seiten hin auf den Knien, am meisten aber um die kleine Kapelle im mittelsten Gewölbe der Kirche her. Aus einem vergoldeten Gitter derselben blickte ein kleines Marienbild von schwarzem Holz mit einem ebenfalls schwarzen Christuskinde, im Scheine kleiner gelber Wachslichter hervor, welche die Gläubigen anzündeten und vor dasselbe hinstellten. Beide Gebilde waren mit goldenen Kronen und edeln Steinen geschmückt. Ihre Gesichter waren ungewöhnlich hübsch und einnehmend; allein es machte einen sonderbaren Eindruck, eine kohlschwarze Maria mit einem kohlschwarzen Jesuskinde zu sehen. Beide waren sehr bedeutend unter der natürlichen Größe. Kein Gesang, kein Orgelklang belebte diese Morgenstunde. Man hörte nur das dumpfe Gemurmel von den Paternoster und Ave-Maria der Pilger. Um die St.-Meinradskapelle (die Kapelle mit dem Marienbild) drängten sich die Andächtigen immer mehr und mehr. Beim Anbruch des Tags gingen wir hinaus. Auf dem freien Platze vor dem Kloster befindet sich ein prachtvoller Brunnen, aus welchem sich durch vierzehn Röhren ununterbrochen Strahlen von Wasser ergießen. Hier sahen wir verschiedene Pilger umhergehen und aus jeder Röhre einen Schluck Wasser trinken. Die Tradition sagt, daß unser Herr Christus einmal aus einer dieser Röhre getrunken habe, und um nicht Gefahr zu laufen, diese Röhre zu verfehlen, trinken die frommen Wallfahrer aus allen Röhren. Der Trunk aus der richtigen Röhre soll Gesundheit für Leib und Seele gewähren.

Um 10 Uhr begann die große Procession. Ein vergoldetes Marienbild wurde auf dem großen Platze vor dem Kloster herumgetragen und diesem folgte die gesammte Priesterschaft mit Fahnen und Kreuzen, dann Männer und Frauen und Kinder, alle in geordnetem Zuge und

paarweise. Eine besonders hübsche Abtheilung des Zugs wurde durch junge schwarzgekleidete Mädchen gebildet, deren jede eine Urne mit Reliquien trug. Darauf wurde Hochamt gehalten. Ein Empfehlungsschreiben von dem freundlichen Doctor R** in Zürich an den derzeitigen Abt und Fürsten „Heinrich IV.“ verschaffte mir einen hübschen Platz im hohen Chor und später eine Unterredung mit dem Fürsten und seinem Hof. Doch davon später!

Das Hochamt dauerte lange, aber die schöne Instrumental- und Vocalmusik dabei gewährte mir großen Genuß, ebenso die vortreffliche Orgel. Die Priester, die am Hochaltar administrirten, verbeugten sich abwechselnd vor dem Altar und vor dem Abt, der auf seinem, mit Sammt überkleideten Thron saß, ohne sichtbar an dem Gottesdienste theilzunehmen. Nach Beendigung des Hochamts zerstreute sich die Menge der Pilger rings auf dem Platze vor dem Kloster, auf welchem ein großartiger Verkauf theils von Rosenkränzen und Heiligenbildern, theils von einer Menge aus der Druckerei von Einsiedeln ausgegangener kleiner Schriften stattfand. Ich kaufte aufs Gerathewohl ein paar der letztern. Sie verhießen einen Ablaß von zweihundert Tagen jedem, der zur Madonna in Einsiedeln wallfahrtete und daselbst von ganzem Herzen ein darin abgedrucktes Gebet an die Heilige Jungfrau betete. Mit diesen Documenten versehen, verfügte ich mich am spätern Vormittag zur Audienz bei dem Fürsten von Einsiedeln. Der Bruder Küchenmeister, ein langer Benedictinermönch von einem ausgezeichnet artigen und lebhaften Benehmen, führte mich durch die langen und zahlreichen Gänge des Klosters. Mit ihm und mit zwei andern Notabilitäten des Klosters, dem Pater Brandis und dem Pater Gallmorell, hatte ich schon früher am Vormittag Bekanntschaft gemacht, als sie mir die Merkwürdigkeiten des Klosters gezeigt hatten. Der Erstgenannte war ein kleiner lebhafter lustiger Mann, kannte

meine „Skizzen aus dem Alltagsleben“ und sprach freundlich und munter über sie, wie ein Laie. Der Pater Gallmorell, ein hochgewachsener Mann von italienischer Abstammung und mit einer vollkommen italienischen Physiognomie, war als der Schöngeist von Einsiedeln anerkannt und als Dichter von einem gar nicht unbedeutenden Werth. Er schien mir Tiefe zu besitzen, aber schlau und satirisch zu sein.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, das mehr für ein Schloß, als für ein Kloster paßte, und mit sehr guten Porträts der frühern Aebte von Einsiedeln geschmückt war. Hier empfing mich dessen derzeitiger Fürst, Heinrich IV. Er war ein Mann in einem Alter von etwa funfzig Jahren und von seltener Schönheit und Würde. In seinen milden Zügen und in seinem fein belebten Wesen verrieth sich eine gewisse Verlegenheit; er erröthete leicht. Es kam mir vor, als ob ihn seine hohe Abkunft und ein liebenswürdiger Charakter mehr als Gelehrsamkeit und andere Fähigkeiten zum Fürsten von Einsiedeln erhoben hätten. Sein kleiner Hofstaat, der mit ihm an der Unterredung theilnahm, die ich mir erbeten hatte, zeigte augenscheinlich keinen rechten Respect gegen ihn. Der Pater Brandis antwortete oft anstatt des Abtes, ja, er unterbrach ihn zuweilen in seiner Lebhaftigkeit ohne alle Umstände, und der Pater Gallmorell machte ohne Rücksicht auf ihn seine geistreichen, halb sarkastischen Bemerkungen, die zuweilen uns insgesammt zu gelten schienen. Meine erste Frage betraf die Ablaßschriften, die ich für einige Schillinge gekauft hatte. — „Diese Schriften kommen aus Ihrer Druckerei“ — bemerkte ich. — „Billigen Sie das darin gegebene Versprechen eines Ablasses auf zweihundert Tage für diejenigen, welche diese Schriften kaufen und das darin vorgeschriebene Gebet beten?“

Der Abt schien ungewiß über die Antwort, die er geben sollte.

— „Bemerken Sie, ich bitte Sie“ — sagte der Pater

Gallmorell, indem er auf das Titelblatt zeigte — „daß hier steht: «Ablaß für die, welche dieses Gebet von ganzem Herzen beten.» Der Ablaß ist also blos für die, welche vom Herzen darum bitten."

— „Aber warum denn nur auf zweihundert Tage, oder überhaupt auf eine bestimmte Anzahl von Tagen? — Wir (evangelischen Protestanten) glauben, daß Gott die Sünden des ganzen Lebens denen vergibt, die von ganzem Herzen darum bitten."

Die geistlichen Herren entgegneten mir, daß der Ablaß im vorliegenden Falle sich nur auf zeitliche oder Kirchenstrafen bezöge. Ich verstand diese Erklärung nicht und weiß nicht gewiß, ob sie selbst sich bei derselben klar waren.

Meine zweite Frage war: — „Die Wallfahrer nach Einsiedeln glauben augenscheinlich an die wunderthätigen Kräfte des Marienbildes. Ist es auch Ihre Meinung, daß das Bild solche Kräfte besitzt?"

— „Nein" — erwiderten sie einstimmig —, „wir verehren es blos, weil der heilige Meinrad es verehrte."

— „Aber das Volk" — sagte ich — „hat augenscheinlich einen andern Glauben."

— „Das Volk, ja, das ist wahr" — versetzte ausweichend der Abt —, „und es sollte darüber aufgeklärt werden, aber — aber" — — Er schwieg, und Pater Brandis nahm anstatt seiner das Wort, um zu sagen, daß dies alles „nach und nach, sehr nach und nach" geschehen müsse. Pater Gallmorell musterte mit sarkastischer Miene seine Sandalen.

Ich sprach nun von dem Glauben des Volks an die Vermittelung und Fürbitte der Heiligen, und fragte, wie sie — die weisen Väter — dieselbe erklärten, da doch, nach dem Glauben ihrer Kirche, Gott allein die Menschen hört und erhört?

— „Wir denken uns das ungefähr so" — erklärte der Pater Gallmorell:

— „Wie ein guter Familienvater seinen Kindern, zur

Belohnung für sie, zuweilen den Auftrag gibt, Almosen zu vertheilen oder armen Bittenden eine Gabe zu reichen, so thut auch unser Herr gegen seine treuen Diener. Alle Gebete werden von Gott allein gehört, das ist wahr; aber er sendet seine nächsten Freunde nnd Diener, um Antwort darauf zu bringen."

Diese Erklärung war recht gut, und kann — scheint mir — ihre Richtigkeit haben. Aber die ehrwürdigen Väter hatten dabei vergessen, daß die Gebete des Volks an die Heiligen auch wirklich direct an diese letztern gerichtet werden, und daß sie nur äußern Dingen und Gnadengaben gelten. Ich machte sie darauf aufmerksam, und bemerkte zugleich, daß der Begriff des Gebets und das Verhältniß der Seele zu Gott dadurch entstellt werde.

Das gaben sie zu und sagten auch, „daß das Volk eigentlich aufgeklärt werden müsse, aber — aber — — die Kirche habe zu allen Zeiten an die Fürbitten der Heiligen geglaubt. — „Man hat" — sagte namentlich der Pater Gallmorell — „Beweise in den Katakomben gefunden, daß die älteste Kirche daran geglaubt hat, wie wir."

Meine letzte Frage betraf den Marienkultus: — „Gründen die Katholiken denselben auf eine Stelle in der Heiligen Schrift?"

Der Abt sah aus, als ob er keine Antwort auf diese Frage habe, aber der Pater Gallmorell übernahm die Antwort, indem er in seiner feinen und treffenden Weise sagte: — „Nicht gerade in der Heiligen Schrift, aber in den Katakomben aus den ältesten Zeiten sieht man, daß bereits die ersten Christen «die Jungfrau Maria als Königin des Himmels» angebetet haben."

Ich merkte nun, daß der Pater Gallmorell in den Katakomben besonders heimisch sein mußte; dorthin konnte ich ihm nicht folgen, denn ich bin noch nie dort gewesen und weiß sehr wenig von ihnen. Aber ich äußerte darauf, daß, wenn diese Verehrung Maria's begründet wäre, doch

wenigstens etwas davon in den Evangelien aufzuweisen sein müsse. Allein unser Herr Christus schien den Glauben an seine irdischen Verwandten als Theilnehmer an seinem Werk stets zu beseitigen gewünscht zu haben, wofür ich die Worte im Evangelium Matthäus, Kap. 12, V. 48—50*), anführte.

Der Abt hatte sich inzwischen gefaßt und sagte nun: — „Wir glauben, daß die Worte: — «Siehe, das ist deine Mutter!» — die unser Erlöser am Kreuz in Bezug auf seine Mutter zu seinem Lieblingsjünger sprach, nicht für diesen letztern allein, sondern für jeden seiner Jünger auf Erden, für alle Menschen und für alle Zeiten gesagt worden sind. Darum verehren wir Maria als unsere und aller Menschen Mutter."

Diese Erklärung war schön und gut gegeben, und ich gab gern zu, daß sie innerhalb gewisser Grenzen auch richtig sein könne, aber — — — doch ich wollte den edeln Prälaten nicht länger aufhalten, weil ich sonst fürchten müßte, seine Artigkeit zu misbrauchen. Ich dankte dem stattlichen und ehrwürdigen Herrn für seine Güte und nahm Abschied. Er fragte mich, ob ich nicht sein Privatbetzimmer sehen wollte, und auf mein Bejahen führten mich die übrigen Herrn seines Hofstaats in ein Zimmer, das prächtig wie ein Boudoir geschmückt war und von rothem Sammt und Goldfransen glänzte. Ueber dem Altar befand sich eine Madonna von Deschwanden, schön und lieblich, aber gar zu menschlich; ein Bild, das weniger zum Anbeten als zum Verlieben geeignet schien. Heinrich IV. von Einsiedeln gehört augenscheinlich zu den

*) Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: — „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?"

Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: — „Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder!

Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter!"

eleganten und liebenswürdigen Prälaten der katholischen Kirche, aber nicht zu deren Aposteln und Heiligen — er ist kein Bruder Klaus und kein St.-Meinrad.

Bemerkenswerth war, wie alle diese Herren hier bemüht zu sein scheinen, sich als denkende und aufgeklärte Männer, hoch über den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Volks stehend, darzustellen. Armes Volk!

Aber ist es nicht des Volks eigener Fehler, wenn es im Dunkeln verbleibt? — Es war in Einsiedeln, wo Huldreich Zwingli, Pfarrer daselbst in den Jahren 1515 bis 1519, zuerst seine kräftigen Predigten gegen die Ablaßkrämerei hielt, deren Misbräuche er eben in Einsiedeln recht einsehen gelernt hatte. Hier war es, wo er das Evangelium und das neue Leben in Christo in Gemäßheit der Heiligen Schrift zu predigen begann. Am Jahresfest der Verkündigung der Engel selbst predigte er so eindringlich gegen die Indulgenzen, die Wallfahrten und die Klostergelübde, daß die Mönche ihre Zellen verließen und das Kloster eine Zeit lang verödete. Der sanfte und milde Mann wurde heftig und seine Sprache zuweilen grob (wie es in diesem Zeitalter gewöhnlich war), wenn er die Fehler der Kirche und die Sünden des Volks sah. — „Ich weiß es" — sagte er zu seiner Entschuldigung —, „diese großen Sünden entzünden meinen Zorn. Aber Christus, Petrus und Paulus griffen dieselben auch mit Heftigkeit an Ich bin weit davon entfernt, Vergnügen in der Grobheit zu finden; ich besitze vielmehr gewöhnlich eine Milde, Nachgiebigkeit und Gutmüthigkeit, die mich betrübt."

In Einsiedeln war es, wo Zwingli alljährlich dieselben Verbrecher, mit denselben und noch mit neuen Verbrechen belastet, wiederkommen sah, um Lossprechung durch die Anbetung der heiligen Reliquien und durch das Erkaufen von Ablaß zu erlangen. Hier lernte er die Bedürfnisse des Volks und der Zeit tiefer erkennen. — „In Wahrheit" — sagte er —, „die größten Buben

kommen blos deshalb hierher, um neuen Muth zu fassen; noch nicht einer ist hier gebessert worden!"

Aber der ehrliche Reformator mußte Einsiedeln verlassen. Am Neujahrstage des Jahres 1519 trat er als Prediger an der Domkirche in Zürich auf. Hier erklärte er die Evangelien nach der Reihe, indem er das, was sie vorschrieben, mit den Misbräuchen der katholischen Kirche und mit den von der Heiligen Schrift abweichenden Lehren derselben verglich. — „Und von Woche zu Woche wurde er besser verstanden!" — In Zürich war es, wo Zwingli's reformatorische Thätigkeit Erfüllung und Früchte fand; aber in seiner einsamen Zelle in Einsiedeln, als er Gott auf den Knien um Verständniß des Wortes anrief, da war es, wo der erste Strahl des neuen Tageslichts vor ihm aufging. — „Gott altert nicht!" — das war eine Redensart, die er oft wiederholte.

Das Studium der Heiligen Schrift in der griechischen Sprache hat Zwingli's Bekehrung bewirkt. Er stand in keiner Verbindung mit Luther. Beide erhielten die Wahrheit, welche sie verkündigten, unmittelbar vom Himmel. — „Ich habe" — schreibt Zwingli im J. 1516 — „das Evangelium zu einer Zeit zu predigen angefangen, als der Name Luther's in unserer Gegend noch ganz unbekannt war. Ich habe die christliche Wahrheit nicht von Luther, sondern aus Gottes Wort. Wenn Luther Christum predigt, so thut er dasselbe, was ich thue. Das ist alles!" — Mit demselben Eifer beförderte Zwingli das Studium der Wissenschaften, der Literatur und der classischen Sprachen. Sein Himmel hatte Raum für Plato, Aristides, Camillus und Scipio. Aber nicht Zwingli allein trat als Reformator in der Schweiz auf.

In Deutschland stand Luther's Gestalt allein, hoch über allen andern, dem römischen Koloß gegenüber, dessen größter Gegner er ist. Luther ist sozusagen der Monarch der geistlichen Reformation. Aber das Licht der Wahrheit und des neuen Lebens drang nicht von

Deutschland in die Schweiz und von da nach Frankreich, von Frankreich nach England und Holland. Alle diese Länder wurden gleichzeitig von demselben erweckenden Frühlingswind, von derselben neubelebenden Sonne besucht. Eine und dieselbe Lehre drang im 16. Jahrhundert bei den verschiedensten Völkern in die Häuser und Kirchen ein; derselbe Geist erweckte überall denselben Glauben. In der Schweiz trat fast in jedem einzelnen Canton ein Reformator auf. Man sah mehrere Häupter, aber keinen eigentlichen Befehlshaber. Es war gleichsam ein Bund von Reformatoren, die in der eidgenössischen Republik auftraten, alle mit eigenthümlichen Physiognomien und ganz verschiedenen Einflüssen. Da war Wyttenbach, Zwingli, Capito, Heller, Oekolampadius, Oswald, Mykonius, Leo, Juda, Farel, Calvin in Genf, Zürich, Bern, Neufchatel, Glarus, Basel, Luzern, Schafhausen, Appenzell, St.-Gallen, Graubündten. Bei der deutschen Reformation gab es eine Hauptperson und einen Hauptort; in der Schweiz theilte sich das neue Leben nach den tausend Bergen. Jedes Thal hatte seinen Augenblick des Erwachens, jede Alpenhöhe ihren Moment des Hellwerdens.*) Auch das Gebirgsthal von Einsiedeln hatte den seinigen, die Bevölkerung desselben konnte zwischen Licht und Finsterniß wählen!

Doch ich kehre zu meinen aufgeklärten Benedictinermönchen zurück. Die bedeutende Bibliothek des Klosters, für Fremde streng verschlossen, wurde auf mein Bitten meinem Freund Penchaud geöffnet, der einige von den ältesten Werken der Kirchenväter in ihrer Ursprache zu sehen wünschte. — „Es ist eigentlich unrecht" — äußerte der milde Abt —, „daß unsere Bibliothek nicht allen offen steht, die ein Interesse für die darin befindlichen Werke haben."

Der Pater Brandis und der Pater Gallmorell schenkten

*) Vgl. Merle d'Aubigné, „Die Geschichte der Reformation", Bd. 2, Buch 8.

mir mehrere Bücher, theils über Einsiedeln selbst, theils von höherm Interesse; darunter Möhler's berühmte Apologie des römisch-katholischen Glaubens. Der Vater Gallmorell gab mir eine gedruckte Sammlung seiner Gedichte, in denen wirklich la scintilla celeste lebt. Die beiden gelehrten Väter begleiteten mich bis an die Gitterthore des Klosters, hinter welche sie sich dann zurückzogen, indem sie mich mit einer ritterlichen Artigkeit verabschiedeten, die vollendeten Hofmännern hätte angehören können. Und ich fürchte, daß die frommen Brüder mehr Hofleute, als Diener des Evangeliums waren. Vermöchte liebenswürdiges Wohlwollen und Artigkeit in Verbindung mit schönen Formen zur römisch-katholischen Kirche zu bekehren, so würden mich diese Mönche bekehrt haben; aber — —

Ich verbrachte den übrigen Nachmittag theils in, theils außerhalb der prachtvollen Kirche, indem ich die Besucher derselben betrachtete und den Ave-Maria und Paternoster lauschte, die unaufhörlich gebetet wurden. Bei der Vesper wurde von funfzig Mönchen ein prächtiges Salve Regina in der St.-Meinradskapelle gesungen. Musik und Chor waren schön, aber der Gesang war ohne alle Nuancirung und beständig Fortissimo. Spät, in der Dämmerung, ging ich allein, um meinen letzten Besuch in der Kirche zu machen. Das Leben darin war jetzt recht eigenthümlich. Die Gebete klangen lauter und heftiger; man sprach sehr laut, man wollte dem Himmel gleichsam Gewalt anthun; aber es waren stets lateinische Gebete, fünf Paternoster und drei Ave-Maria, nach der Reihe mit einem Eifer und einer Schnelligkeit gebetet, als läge in der Menge der Gebete alle ihre Macht und Kraft. Haufen von zehn bis zwölf Pilgern gingen von Altar zu Altar, von Kapelle zu Kapelle in der Kirche herum, bei jeder einzelnen Stelle kniend und eine Anzahl von Paternoster und Ave-Maria betend. Viele von diesen Wallfahrern — so hat man mich versichert — übernehmen es gegen eine gewisse Bezahlung, für andere gewisse Gebete zu sprechen und

gewisse sogenannte heilige Handlungen zu verrichten, Ablaßschriften zu kaufen, Seelenmessen lesen zu lassen u. s. w. Während die Stimmen der Pilger in der zunehmenden Dämmerung in der Kirche wie die Wellen der aufgeregten See rauschten, ließ die Orgel beruhigende einförmige Amen — so klangen die Accorde — zu den Gebeten des Volks ertönen. Das war der Schlußact des Ganzen. Erbaulich war es nicht!

Am folgenden Morgen fuhren wir zeitig bei hellem Himmel nach Richterschwyl zurück. Die beiden Freunde kamen unterwegs in eine eifrige Unterhaltung über politische Gegenstände, über die schweizerischen Revolutionen, Volksbildung u. s. w.; Fragen, die sehr leicht zu scharfen Worten und zur Kälte zwischen Freunden führen, welche ungleiche Ansichten hegen. Die frühern Genossen und Studenten von Lausanne entdeckten dabei, daß auch sie während ihrer langen Trennung von acht Jahren sich in einer und der andern Ansicht voneinander getrennt hatten. Jeder von ihnen kämpfte für seine Ansichten, aber mit soviel Mäßigung im Ausdruck, mit soviel Freundlichkeit und Achtung gegen die des andern, daß es ein wahres Vergnügen war, ihnen zuzuhören. Man lernte gegenseitig daraus, und kein Hauch von Misvergnügen störte das herzliche Verhältniß zwischen den beiden Freunden. Mehr als einmal während dieser Fahrt habe ich mit Vergnügen die freimüthige Offenheit und zugleich die Feinheit bemerkt, die in dem Umgang zwischen diesen beiden jungen Männern herrschte, und die ich nicht oft unter Männern gefunden habe.

In Zürich habe ich wieder ein paar inhaltreiche Tage verlebt, während welcher ich die schönen Promenaden innerhalb und außerhalb der Stadt besuchte, den botanischen Garten und die „Weide" mit ihrer herrlichen amphitheatralischen Aussicht auf die Alpen von Glarus und Appenzell, auf Santis, Glerneck und den Felsen „Franklis Gärtli". Ich habe in diesen Tagen auch mehrere Personen kennen

gelernt, deren ich mich dankbar erinnern muß; so des Professor Cherbuliez und seiner Familie, einer geistreichen jungen Frau Lavater, die mir die Schriften ihres Schwiegervaters schenkte, und deren vier jugendlichen Schwestern B**, schön von Aeußern und von edler Bildung, die mir von ihrem Vater erzählten. Dieser hatte sie erzogen, sie zur Selbstverantwortlichkeit, Freiheit und nützlichen Thätigkeit angeleitet, mit ihnen die Schätze seines Herzens und seines Geistes getheilt, und war ihnen ein Vater und ein Bruder gewesen. Unter Beihülfe seiner Töchter hatte er eine Erziehungsanstalt begründet, die noch jetzt zu den blühendsten in Zürich gehörte. Der gute Vater war seit einem Jahre todt, und die Töchter setzten das Werk fort, das er begonnen hatte; aber ihre beste Freude schien ihnen mit ihrem Vater verschwunden zu sein. Helle Thränen traten wieder und immer wieder in ihre schönen Augen, wenn sie von ihm sprachen. Diese Thränen sind die schönsten Blumen auf sein Grab!

Eine dieser schönen Schwestern sollte sich jetzt verheirathen. — „Wir waren lange unschlüssig" — sagten sie — „ehe wir unser Jawort gaben, aber" u. s. w. Es war, als ob sich mit dieser einen Schwester alle vier verheirathen sollten. So waren sie eins in geschwisterlicher Liebe. Der Vater hatte sie gelehrt, einander so zu lieben. Alles Gute an ihnen war das Werk ihres Vaters. Segen über ihn, und über alle Väter, die ihm gleichen!

Zürich hat der Schweiz und der Welt mehrere bedeutende Männer gegeben, unter denen Geßner — ein Denkmal zu seiner Ehre steht auf einer mit schattigen Bäumen geschmückten Halbinsel an den Ufern der Sihl und der Limmat, die während seines Lebens sein Lieblingsspaziergang war —, Zwingli, Pestalozzi und Lavater am allgemeinsten bekannt sind. Während der Reformationszeit haben auch mehrere ausgezeichnete italienische Flüchtlinge der gastfreien Stadt Glanz verliehen.

Unter diesen befindet sich der fromme Pellican, der während seines achtzigjährigen Lebens „nicht drei Tage des Kummers und nicht einen einzigen Tag des Zornes“ gehabt hat. Ein seltener Lebenslauf! — — Mehrere der geachtetsten Familien in Zürich tragen noch heutzutage italienische Familiennamen.

Laß mich hier einen Wunsch und eine Bitte gegen die Verfasser gewisser Werke aussprechen, die ich sehr hochachte; denn keine Bücher scheinen mir schwieriger in der Abfassung zu sein, als die sogenannten Wegweiser oder Guiden. Sie zeigen uns den Weg in Städte und Orte, und geben uns die Namen von Hotels, Kafés und Promenaden an; aber äußerst selten sagen sie uns, welche berühmte Persönlichkeiten, welche Wohlthäter des Menschengeschlechts in diesen Städten geboren worden sind, oder für das allgemeine Wohl gelebt haben. Und dies ist es doch gerade, was einer Stadt oder einem Ort einen weit höhern Rang und ein weit länger dauerndes Andenken auf Erden verleiht, als Domkirchen und Schlachten, und für Reisende von Kopf und Herz von weit höherm Interesse ist, als die besten Hotels und Vergnügungsorte zu kennen. Wir bitten also um ein Plätzchen für solche große Männer in diesen Wegweisern, die gegenwärtig einen besondern Zweig der Literatur ausmachen, und die kein Reisender entbehren kann!

In Ermangelung eines solchen Kapitels in meinem „Bädecker“ bleibe ich im Ungewissen über diese höchsten Zierden der Schweizercantone, und mache mich gewiß in dieser Beziehung mehr als einer Nachlässigkeit, mehr als eines Irrthums schuldig. Wenige Länder auf der Erde möchten reicher an solchen höchsten Producten des staatlichen Lebens sein, als diese kleine Schweiz; wenige Länder haben der Welt so viele große Weltbürger gegeben, wie diese. Sollte dies nicht im wesentlichen von ihrer föderativen Staatsverfassung, von der Menge der Centralpunkte herrühren, in denen sich das allgemeine Leben

concentrirt, während alle eine gemeinschaftliche Einheit und ein gemeinschaftliches Ziel haben, wofür jeder im einzelnen ungehindert nach seinem Genius und nach seinen Kräften wirkt? — So kann jeder einzelne Canton und dessen Hauptstadt die höchste menschliche Frucht hervorbringen. Die Cantone der Eidgenossenschaft scheinen mir in Bezug auf ihre Verfassung ein Vorbild der künftigen großen Völker- und Staatenverbindungen auf der Erde zu sein.

Ich habe mich in Zürich glücklich durch den Geist eines frischen Frühlingslebens gefühlt, das daselbst fühlbar das Reich des Herzens und des Gedankens durchströmt. Der Ygdrasil (der Weltbaum) des menschlichen Lebens wächst frisch in allen Gegenden, und so wächst er zum Himmel empor, ja, in den Himmel hinein!

Und nun laß mich noch eine Danksagung und einen Segenswunsch über das Haus aussprechen, in welchem ich wie eine Schwester und Freundin aufgenommen worden bin; über dieses Haus, in welchem ein langer und bitterer Schmerz durch viel Gebet und viel Arbeit überwunden worden ist, und in welchem anstrengende tägliche Arbeit kein Hinderniß ist, Fremdlingen die edelste und zartsinnigste Gastfreundschaft zu beweisen, und ihnen alle Annehmlichkeiten und edeln Vergnügungen des Lebens zu verschaffen; — laß mich der Mutter und den Schwestern Rohrdorf auf das innigste danken!

Der klare Fluß, der an ihrer schönen, alterthümlichen Wohnung vorüberfließt, und der Glanz der Sonne in dessen Wellen sind treue Bilder von meinem Leben während dieser Tage in diesem Hause!

Basel, am 12. Sept.

Abends um 11 Uhr kam ich hier an, und fand ein schlechtes Unterkommen im Wilden Mann, wo die jungen

wilden Männer (die Aufwärter) zu glauben scheinen, daß man nur ihretwegen und um ihren Anordnungen zu gehorchen hierhergekommen ist. In Zürich trennte ich mich von meinem guten Freund und Reisegesellschafter Penchaud, der in seine Heimat zurückkehrte, während ich meine Schritte Deutschland zuwendete. Von meiner jungen Freundin Luise Rohrdorf wurde ich auf der Eisenbahn bis nach Baden begleitet, in dessen warmen schwefelhaltigen Quellen alljährlich gegen zehntausend Personen baden. Hier schied ich von diesem ebenso achtungswerthen als liebenswürdigen Frauenzimmer, eines der schönsten Beispiele unter den vielen, die, durch ein materielles arbeitsvolles Leben gefesselt, die langen Wochen der Arbeit muthig und geduldig ohne Klage durchkämpfen, während sie insgeheim ihre thränenvollen sehnsüchtigen Blicke nach einem Leben des Denkens, der Gemüthserhebung und der Thätigkeit erheben, welches sie nie gewinnen zu können glauben — — —

Auch in der Schweiz gibt es noch solche Leiden, obwol sie dort nicht vorkommen sollten.

In Baden war es, wo die frühern Herrscher aus dem Hause Habsburg ihre Residenz hatten, und die Ruinen ihrer Befestigungen erheben sich noch immer über der Stadt. Hier war es, wo die grausame Königin Agnes ihre Bluturtheile ausführen ließ, um die Ermordung ihres Gemahls, des Kaisers Albrecht, zu rächen; hier, wo die Gattin des unschuldigen von der Wart vor der Unbarmherzigen kniete, und sie „bei der Gnade Gottes am Jüngsten Gericht" um Schonung für ihn anflehte — vergebens. Drei Tage und drei Nächte mußte von der Wart auf der Marterbank liegen, — drei Tage und drei Nächte stand ihm seine Gattin zur Seite, und ertrug seine Qualen mit ihm. Er starb unter der Betheuerung seiner Unschuld, und sie zog mit nackten Füßen nach Basel, wo sie am gebrochenen Herzen starb.

Nicht weit von hier liegt das große Kloster Königs-

felden, welches die Königin Agnes zu Albrecht's Angedenken errichtete und worin sie, nach Beendigung des von ihr angerichteten Blutbades, unter Anspruch auf Heiligenschein und Ruhm ihr Leben zubrachte. Für solche Heilige muß es eine Belohnung in — — — der Hölle geben!

Bei der Stadt Brugg sieht man die drei Flüsse Aare, Reuß und Limmat ihre Gewässer vereinigen. Die Gegend ist schön und voll von historischen Erinnerungen. Der Weg führt durch den Canton Aargau. Mit einem Gefühl von Wehmuth folgte ich dem Lauf der Aare durch das Gefilde. Breit, schwerfällig, mit sandigen Inseln und Ufern fließt sie langsam durch die grünen Thäler, nicht mehr dem brausenden, lebensvollen Flusse ähnlich, den ich in seiner Kindheit, in der Nähe seiner Eiswiege gesehen, in dessen Wellen ich mir neue Lebenskraft geholt habe. Jetzt war sie alt und matt, und ging gleichgültig ihrer Verwandlung entgegen. Ahnte sie etwa, daß sie damit zugleich einer höhern Verwandlung, einer größern Geschichte entgegenging? — Es sah nicht so aus. — Meine Blicke folgten ihr mit Wehmuth auf ihrem langsamen letzten Wege, bis sie ihnen endlich hinter einem Berge entschwand.

Gegend Abend sah ich mich am Ufer eines gewaltigen Flusses hinfahren, dessen lebhafte Wogen ruhig durch eine blühende Gegend strömten. Er war der — Rhein, jetzt durch die Wellen der Aare, Reuß und Limmat bereichert, die sich fortwährend aus ihren Quellen auf den Alpen und auf dem Juragebirge erneuen. Eine glühende Abendröthe glänzte über der Gegend, nach welcher der mächtige Strom hinfloß und nach welcher auch ich an seiner Seite geführt wurde.

Mit Freude habe ich ihn bei Basel wieder begrüßt.

B a s e l hat viele große Erinnerungen, und unter diesen auch mehrere edle und ausgezeichnete Persönlichkeiten. Oekolampadius und Erasmus lebten und lehrten hier. Die edeln italienischen Flüchtlinge und Freunde der Re-

formation, Olympia Morata aus Ferrara, ausgezeichnet durch Geburt, Kenntnisse und edeln Charakter, und Curione mit seinen Töchtern fanden hier eine Freistatt.

Basels vornehmster Ruhm in der Gegenwart scheint mir der Herausgeber der Monatsschrift „Protestantische Blätter", Dr. Heinrich Gelzer, diese periodische Schrift selbst von einem so evangelisch-liberalen und umfassenden Geist und das große Missionsinstitut zu sein, daß diese Stadt zum Mittelpunkt der Missionsthätigkeit für die Schweiz, wie für das gesammte evangelische Deutschland macht. Hier werden die künftigen Missionare erzogen und vorbereitet, welche ausgehen und das Evangelium „allen Völkern und allen Creaturen" predigen sollen; hier werden sie bei den großen Missionsfesten wieder versammelt, und mit ihnen die Vereine und Personen, welche an diesem großen Werk theilnehmen, die ersteren, um Rechenschaft abzulegen, die letztern, um zu hören und zu berathen.

Vor einige Jahren fehlte das nöthige Geld für das Institut und dessen Wirksamkeit. Die Abhülfe dieses Mangels wurde der Bevölkerung aller Schweizercantone protestantischen Bekenntnisses anheimgegeben. Man schlug vor, jeder männliche, wie jeder weibliche Einwohner solle allwöchentlich einen Sou geben. Darauf flossen im nächsten Jahre 60000 Francs in die Missionskasse, und dieselbe Summe fließt durch diesen „wöchentlichen Sou" dem Verein dauernd zu.

In Herrn Josenhans, dem Vorsteher des Instituts, lernte ich eine ausgezeichnete und sehr ungewöhnliche Persönlichkeit kennen. So muß der friedliche Kämpfer für das Reich Gottes auf Erden aussehen, so muß er sprechen und von dem Gefühl durchdrungen sein, daß er nicht mehr sich selbst, sondern lediglich dem Werk angehört, zu dem er berufen worden ist. So entschieden, so fest und doch so mild und licht muß der Mann sein, der mit unerbittlicher Strenge junge Männer zu dem Kampf auf Leben und Tod vorbereiten soll, der des Missionars Beruf ist,

zumal in den Gegenden der Erde, in welche sie von hier aus meistens gesendet zu werden pflegen. Eine Reihe von schwarzen Kreuzen steht bereits auf der Küste von Guinea und gibt Zeugniß von den Gefahren, welche den Verkündigern des Evangeliums dort begegnen. Und dennoch kommen beständig neue Bekenner, um sich dorthin zu begeben.

Die besten und ausdauerndsten Zöglinge des Missions-instituts kommen aus der Ackerbau treibenden Klasse. Wenn sie die ersten Schwierigkeiten bei ihren Studien überwunden haben, so gehen die Bauerssöhne energisch vorwärts. Jünglinge aus den höhern Ständen und von feinern Lebensgewohnheiten halten das strenge Leben und die Entbehrung aller Bequemlichkeiten nur selten auf eine längere Zeit aus. Herr Josenhans ist der Ansicht, daß Frauenzimmer dem Missionswerke bedeutende Dienste würden leisten können, besonders bei der Erziehung der Kinder und der weiblichen Jugend. Aber sie müßten dann in kleinen Gruppen von vier bis sechs Personen, unter Leitung einer Vorsteherin ausgesendet werden.

Die Lehrzeit im Missionsinstitut beträgt gewöhnlich 5 bis 6 Jahre. Herr Josenhans war gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines Alphabets beschäftigt, welches zum Unterricht bei allen heidnischen und wilden Volksstämmen dienen sollte. Eigenthümlich und tief war der Eindruck, den ich bei meiner Unterredung mit ihm empfand. Ich habe mich selbst nie so unbedeutend und so demüthig gefühlt. Ich war nahe daran, darüber zu weinen, daß ich nicht mehr jung war und diesen Weg unter der Leitung dieses Mannes gehen konnte! Ich hätte ihn gehen können. Aber Gott hat es nicht gewollt!

Sechs junge Männer waren soeben im Begriff, von hier nach der tödlichen afrikanischen Küste abzugehen. Drei davon gingen als eigentliche Missionare, die drei andern als Gehilfen derselben. Ihre Koffer waren bereits gepackt, ihre Ränzchen geschnürt; alles war in Ordnung;

sie sollten noch an diesem Tage abreisen. Sie schienen an Geist und Körper wohl ausgerüstet zu sein. Einer von ihnen, ein dreißigjähriger Mann, überraschte mich durch den tiefen, aber zugleich einnehmenden Ernst, der sich bei ihm ausdrückte. Auf ihn konnten die Worte angewendet werden im:

Beruf des Missionars. *)

Warum bin ich hier? —
Gott ruft mich und ich darf nicht bleiben, um mit Schatten zu spielen
Oder Blumen zu pflücken,
Bis ich mein Werk gethan und Rechnung darüber gelegt.
Ich höre meines Herren Stimme: — „Geh, lehre alle Völker!“ —
Im Nachtwind erklingt sie vor meinen Ohren.

Ich will denn gehen!
Ich kann nicht länger säumen, alles zu verlassen und alle Bande und Freuden des Lebens,
Die mich an dich, mein Vaterland, fesseln.
Ich höre meines Herren Stimme: — „Geh, lehre alle Völker!“
Im Nachtwind bringt sie an mein Ohr.

Nun wird mir's gleich sein,
Ob Sturm, ob Sonnenschein meiner Wandrung Los ist,
Ob bitter oder süß mein Kelch.
Ich bete nur: — „Gott, mache mich heilig,
Und stärke mein Herz für die Stunde des Kampfes!“ —
Ich höre meines Herren Stimme: — „Geh, lehre alle Völker!“ —
Im Nachtwind kommt sie zu meinem Ohr.

Und wenn ich einst
Im letzten Kampfe verlassen liege,
In der Kokospalme Schatten,
Dann ist es süß für mich, zu wissen,
Daß ich nicht blos für diese Erde gekämpft.

---

*) Frei nach dem Englischen.

Durch ewige Jahre wird mein Geist
Nie bereuen,
Daß Mühen und Leiden
Hienieden mein Los war!

Anmerkung für den Leser.

Man sagt mir, meine L**, daß du dich gegenwärtig nicht viel um die Schweiz kümmerst, sondern daß sich dein ganzes Interesse auf Italien gerichtet hat, und daß ich eilen muß, dich dorthin zu führen. Ich möchte dir hierin gern entgegenkommen; ich selbst sehne mich dahin. Aber ich muß dich bitten, noch eine Weile Geduld mit dem zu haben, was ich dir von der Schweiz zu sagen habe; dann wirst du gewiß erkennen, daß die Betrachtung des Lebens und der Zustände in einem Bundesstaate von so hoher Entwickelung nicht unnütz ist, um einen andern Staat richtig zu beurtheilen, der nach einer ähnlichen Verfassung strebt — mit einem Worte, daß die Kenntniß des Lebens in der Schweiz die Einsicht in die italienische Frage in ihrer tiefsten Bedeutung — in der menschlichen — fördern kann. Oder laufen nicht alle Fragen der höhern Staatskunst in dieser Zeit — es ist eine große und herrliche Zeit, und ich möchte in keiner andern leben — äußerlich und innerlich auf die Frage hinaus: „Unter welcher Regierungsform kann das menschliche Leben und die Gesellschaft ihre edelste und vollständigste Entwickelung erreichen?" — Ein Staat, der sich diesem entwickelten Zustande nähert, muß einem andern, der noch danach sucht, als Vorbild dienen. Des Volks höchstes Wohl ist auch des Volks höchstes und heiligstes Recht. Darum, meine L**, wenn du Italien und dessen junges, nach Freiheit strebendes Leben liebst, so verschmähe es nicht, noch ein Weilchen mit mir das Leben in diesem

Lande zu betrachten, in welchem die edelsten Flüchtlinge Italiens in dessen blutigen und dunkeln Zeiten ein Asyl gegen Verfolgung gefunden, wo sie zuletzt noch die Luft der Freiheit geathmet und die Gesetze der Selbstregierung gelernt haben. Dafür will ich von nun an mein weitläufiges Tagebuch nur auf das Wesentliche zusammenziehen, und mit Siebenmeilenschritten durch Länder und Zeiten wandern, bis ich die Alpen überstiegen habe und auf den vielverheißenden Boden Piemonts hinabgestiegen bin.

Nicht allein die sonnenbeglänzten Höhen des Monte-Rosa sind Vereinigungspunkte für die Blicke aus den Thälern der Schweiz und Piemonts. Höhere Gesichtspunkte, höhere Interessen vereinigen dieselben und — — alle Völker!

Athen, im Januar 1860.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.